

## Übereinstimmung der Völker in Anschauungen und Gebräuchen.

Von Prof. C. Schmidt.\*)

Wie verschieden untereinander sind doch in so vielen Beziehungen alle die Völker der Erde! In Gestalt und Farbe, in Kultur und Glauben, in Charakter, Sitten und Gebräuchen, in Neigung und Fähigkeit zu gegenseitigem Anschluß und gemeinsamer Arbeit, auf politischem und sozialem Gebiete! Welche Gegensätze, welche scheinbar unüberbrückbare Kluft! Die Geistesgrößen aller Zeiten, verglichen mit dem Papua oder dem südamerikanischen Bakairi, dessen Fassungskraft nicht über die Zahl 5 hinausreicht und alles Weitere als unendlich bezeichnet; der Edle, der sich für das Wohl seiner Mitbürger aufopfert, und der Wilde, der die alten Eltern aus der Hütte stößt den Löwen und Leoparden zum Fraße; die kultivierte moderne Europäerin und die Bakafräulein auf Sumatra, die auf Bäumen lebt und oft ihr Kind gleich nach der Geburt aufzehrt; der wahrhaft religiöse Christ und der Fetischanbeter auf der Osterinsel — welche unendlichen Kontraste! Und dennoch finden sich trotz aller Verschiedenheiten und scheinbar unausgleichbaren Gegensätzen unter allen Völkern auf höchstem und niedrigstem Standpunkte in der Religion und allen ihren Begleiterscheinungen, in Glaube und Aberglaube, in Sitten und Unsitten, in Anschauungen und Gebräuchen des Familien-, des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens so viele Übereinstimmungen, die um so erstaunlicher und auffälliger sind, weil sie bei Völkern hervortreten, die nachweislich niemals miteinander in Berührung gekommen sind und als völlig fremd und unabhängig untereinander dastehen. Welche Menge von Fragen drängt sich bei dieser Beobachtung dem nachdenkenden Menschengenossen auf! Wenn bei den Hottentotten und anderen afrikanischen Stämmen Anschauungen und Sitten vorkommen, welche denen asiatischer Völkerschaften ähneln, kann man hierin eine Unterstützung der neuerdings aufgestellten Hypothese erblicken, daß einst große Einwanderungen aus Asien nach Südafrika stattgefunden haben? Woher ferner die zum Teil wörtliche Ähnlichkeit des alttestamentlichen Schöpfungsberichtes mit dem der Azteken in Mexiko? Die von den Mormonen und anderen nicht ernst zu nehmenden Leuten geäußerte Behauptung, daß die ins assyrische Exil geführten zehn Stämme Israels damals nicht im Assyrienlande untergegangen, sondern nach Amerika ausgewandert, oder die andere Ansicht, daß ihre Nachkommen die heutigen Afghanen oder gar die Engländer seien, ist doch wertlos und nicht geeignet, solche Übereinstimmungen zu erklären. Solcher Fragen und Betrachtungen ließen sich viele aufwerfen, ohne daß wir für sie eine nur annähernd befriedigende Erklärung finden; wir kommen daher zu der Annahme, daß es Gedanken gibt, welche der ganzen Menschheit eingeboren sind und die aus den tiefsten Falten des Herzens heraus, entsprechend dem Kulturzustande, auf dem sie zurückbleiben oder zu dem sie selbsttätig oder unter Anleitung anderer gelangen, sich nun zu den Auffassungen und äußeren Eigentümlichkeiten entwickeln, über deren Gemeinsamkeit wir uns so sehr wundern. Für einige solcher Übereinstimmungen lassen sich leicht, für andere nur schwer Erklärungen finden, noch anderen gegenüber stehen wir ohne jedes Verständnis da und müssen ein solches von den Ergebnissen weiterer ethnologischer Forschungen, wichtiger Ausgrabungen und zufälliger Entdeckungen erwarten.

\*) Der Verfasser hat die Veröffentlichung seiner Programmarbeit nicht mehr erlebt. Sie ist das letzte Werk seines Geistes und darum für die Schule ein besonders teures Andenken an den Verstorbenen.

An der Spitze alles dessen, was den Völkern des Erdballs gemeinsam ist, steht der Glaube an eine Gottheit, was schon Cicero in der Schrift *de natura deorum* mit den Worten ausdrückt: *deos esse inter alia sic colligimus, quod omnibus de iis insita est opinio*. Aus der Allgemeinheit des Gottesglaubens schließt er also auf das wirkliche Dasein einer Gottheit, und dieser „Gottesbeweis“ hat noch heut seine Geltung auch in der christlichen Dogmatik. Man hat jedoch die Behauptung, daß alle Völker der Erde einen solchen Glauben an das Vorhandensein einer Gottheit haben und sie verehren, als falsch angefochten und gesagt, daß bei manchen Stämmen außereuropäischer Länder keine Spur einer religiösen Anschauung vorhanden sei; kein Geringerer als der Engländer Sir John Lubbock hat die letztere Meinung neuerdings wiederholt und mit derselben vielfachen Anklang gefunden. Sie stützt sich zunächst auf die Berichte mancher Forschungsreisenden, Schiffskapitäne, Großkaufleute u. a., welche in allen ihren Berührungen mit einzelnen wilden Völkern keine Spur eines Gottesglaubens entdeckt zu haben erklären; doch diesen Männern ist es wohl entgangen, daß die meisten unkultivierten Nationen, wenn sie nach religiösen Dingen gefragt werden, absichtlich schweigen und jede Auskunft verweigern, teils aus Scheu, ihres Glaubens wegen von Andersdenkenden verhöhnt oder gar angefeindet zu werden, teils in der Meinung, über religiöse Sachen überhaupt nicht sprechen zu dürfen. Daß hieraus bei den obengenannten Berichterstattern die irrthümliche Ansicht von dem absoluten Fehlen einer Religion bei solchen Völkern entstanden ist, konnte nachträglich in allen Fällen nachgewiesen werden, als man zufällig oder durch absichtliches, behutsames und schonungsvolles Eingehen auf das Empfinden der bisher als irreligiös hingestellten einen vollständig ausgeprägten religiösen Glauben entdeckt hat. Männer wie Roskoff, Tylor, Quatrefages haben dies überzeugend nachgewiesen; der Ethnologe Peschel stimmt ihnen mit aller Entschiedenheit bei, und der Holländer Thiele nennt die Religion ein „Universalphänomen der Menschheit“. Auch die Forscher Howitt und Sproat leugneten anfangs die Allgemeinheit des Gottesglaubens, gestützt auf ihre Beobachtungen bei den Stämmen in der Nähe von Melbourne und auf der Insel Vancouver, widerriefen aber später ihre Behauptungen als einen aus oberflächlicher Betrachtung entstandenen Irrtum. Auch Missionare, die uns befremdender Weise dieselbe Antwort wie jene Berichterstatter gegeben haben, sind in dieser Beziehung getäuscht worden, und zwar zuweilen durch eigene Schuld; konnte z. B. jener Missionar, der einem Fidschi-Insulaner die Frage nach dem Unterschiede zwischen gut und böse vorlegte und auf sie keine Antwort erhielt, sich darüber wundern und durfte er ebenso wie ein anderer, der einem Polynesier den höheren Wert der evangelischen Abendmahlslehre vor der katholischen, am andern Ende der Insel von einem Jesuiten gepredigten Transsubstantiation klar machen wollte und dafür nicht das geringste Verständeiss fand, hieraus auf das Nichtvorhandensein jedes Gottesglaubens bei den zu Bekehrenden schließen? Ebenso wie ein Schiffskapitän, der im Verkehr mit Eingeborenen Argentiniens keine Spur eines religiösen Empfindens entdeckt, und diese Wahrnehmung in Briefen ausgesprochen hatte, einst beim Anlegen der Flinte auf einen Wasservogel den ihn begleitenden Indianer niederstürzen, seine Knie umschlingen sah und ihn zitternd flehen hörte, er möge den heiligen Vogel nicht töten, weil sonst „sein Gott“ allen Unheil senden würde und hieraus erst die Existenz einer Gottheit im Glauben dieses Stammes erkannte, auf dieselbe Art des Irrtums sind alle Behauptungen von dem Nichtvorhandensein eines Gottesglaubens bei irgend einem Volke der Erde zurückzuführen, und wenn es, um nur ein Beispiel anzuführen, in einer gedruckten und für 10 Pfg. verkauften Charakteristik der in den Hauptstädten Europas herumgeführten Samojeden hieß, von einem Gottesglauben sei bei diesen Leuten nichts vorhanden, so ist das direkt unwahr. Denn nach den genauesten wissenschaftlichen Forschungen ist es nicht eine bloße Behauptung, sondern eine nicht mehr bestreitbare Tatsache, daß der Glaube an eine Gottheit Gemeingut aller Völker der Erde ist. Eine Untersuchung über den Grund dieser Erscheinung würde hier zu weit führen; sie ist eingehend und lehrreich in der neuerdings herausgekommenen Sammlung „Religionsgeschichtliche Volksbücher“ behandelt.

In dem bisher Gesagten ist absichtlich der Ausdruck „Gott“ vermieden und dafür „Gottheit“ gesetzt worden; denn wenn auch alle Völker im Glauben an diese übereinstimmen, so weichen sie doch seit den ältesten Zeiten bis heut sehr untereinander in der Zahl der Wesen ab, die sie göttlich verehren, und man darf sich über diese Tatsache nimmermehr wundern. Da bei weitem die meisten Religionen natürliche d. h. solche sind, deren Inhalt aus der frommen Betrachtung der Natur abgeleitet ist, so konnte es nicht fehlen, daß man allen oder wenigstens den am meisten erkennbaren Naturkräften göttliches Wesen zuschrieb und sie demnach verehrte. Die Erscheinungen am Firmamente mußten in den Betrachtenden eine heilige Scheu erwecken, besonders die Sonne, und man hat mit Recht es für geradezu undenkbar hingestellt, daß irgend ein Naturvolk der Sonne nicht göttliche Verehrung erwiesen hätte; erfüllt doch noch heut den frömmsten wie den aufgeklärtesten Monotheisten eine ehrwürdige Betrachtung der leuchtenden, der wärmenden wie auch der sengenden und zerstörenden Kraft der Sonnenstrahlen. Der zauberhafte und andächtig stimmende Glanz der Vollmondsnacht hat auch dem Monde den Nimbus göttlichen Wesens, ja hier und da sogar einen Vorrang vor der Sonne verliehen, was z. B. in neuesten babylonischen Funden dadurch ausgedrückt wird, daß der Mond das Zeichen: 30 Tage hat, also 30 Sonnenaufgänge zusammen erst ihm gleichkommen. Blitz und Donner, Regenbogen und Orkan, der Wechsel der Jahreszeiten, das freundliche und furchtbare Meer „alles wies den Eingeweihten, alles eines Gottes Spur“, ja auch das Blühen, Früchtetragen, Verwelken und Wiedergrünen des Baumes wies auf eine in ihm lebende göttliche Kraft hin, auf die Dryade u. s. w., kurz: es war ganz unausbleiblich, daß sich aus der ehrfurchtsvollen Betrachtung der gewaltigen Natur der Glaube an viele Götter entwickelte.

Die Zahl derselben ist bei den einzelnen Völkern sehr verschieden, bei den semitischen finden wir vielfach die 7. Bei den Babyloniern, vielleicht schon bei den nicht semitischen Sumeriern, als heilige Zahl ausgeprägt, ist sie wahrscheinlich in das religiöse Leben der Israeliten übertragen worden, bei denen wir so viele Beweise für die Heiligkeit dieser Zahl sehen. Wenn der siebenarmige Leuchter im Heiligtum des Tempels so gestellt sein mußte, daß dem eintretenden Leviten die 7 Flammen wie eine erschienen, so bedeutet dies nichts anderes als daß statt der einst angebeteten 7 Gottheiten nunmehr noch Ein Gott zu verehren ist; auch bei Arabern, Phöniziern und anderen semitischen Stämmen ist dieselbe Zahl, weil die der ursprünglichen Götter, heilig gehalten worden.

Auch die Zahl 3 begegnet uns häufig als die der angebeteten Götter, und zwar gerade in sehr entwickelten Religionssystemen; wir dürfen hierbei nicht an das Christentum denken, dessen „Drei Personen der Gottheit“ nicht als drei einzeln zu verehrende Wesen, sondern als Dreieinigkeit betrachtet werden sollen, wir finden aber eine ähnliche Auffassung in der indischen Trimurti, welche die Götter Brahma, Wischnu und Schiwa umschließt. Neben der Siebenzahl finden wir in der späteren babylonischen Götterlehre die besondere Verehrung von Sin, Samas und Istar, ebenso schon in den erst in jüngster Zeit entzifferten hettitischen Inschriften, in der ägyptischen Mythologie die von Ptah, Ra und Ammon, bei den Persern den Ormuzd, Ahriman und Mithras, bei den Griechen den Zeus, Poseidon und Hephästos, bei den Germanen den Wodan, Tor und Loki als die drei Hauptgottheiten betrachtet; bei den Druiden Irlands fand der Missionar Patric das Kleeblatt als Symbol der göttlichen Dreieinigkeit. Ob die Bevorzugung dieser Dreizahl vielleicht aus dem Denken an Himmel, Erde und Wasser oder, worauf der Glaube an die drei Parzen und Nornen führt, aus der Betrachtung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft oder aus der von Geborenwerden, Leben und Sterben, ob aus dem Gedanken an Licht, Dämmerung und Finsternis, an Gluthitze, Milde der Temperatur und Eiseskälte oder aus irgend einer anderen Vergleichung und Erwägung herzuleiten ist, wer vermag das zu ergründen? Wir müssen uns hier mit der Feststellung begnügen, daß diese Art des Polytheismus nicht vereinzelt dasteht, sondern ebenfalls etwas ist, worin viele Völker der Erde übereinstimmen.

Ein anderer Gedanke, den wir im Gebiete der Religion als vielen Völkern gemeinsam hinstellen dürfen, ist der, daß die Götter häufig in Menschengestalt als auf die Erde gekommen und mit den Menschen direkt verkehrend gedacht werden. In naiver Weise läßt die Bibel Gott sich in der Abendkühle im Garten Eden ergehen und mit dem ersten Menschenpaar reden; unter den Männern, welche zu Abraham kommen und Einkehr bei ihm halten, ja sich ganz nach Menschenart bewirten lassen, ist wohl nach dem Zusammenhange daselbst Gott und seine Engel zu verstehen. In der griechischen Sage lesen wir die schöne Geschichte von Philemon und Baucis, in der christlichen Legende hören wir vielfach ähnlich, wie der Herr Christus an die Türen der Menschen klopft, um ihre Gesinnung zu prüfen; vor allem wird ja gerade im Christentum, speziell nach dem 4. Evangelium, Jesus als der vom Himmel gekommene Gottessohn (und Gott war das Wort) dargestellt, eine Auffassung, der dann als Pendant auch die Himmelfahrt entspricht. Die indische Religion berichtet von einer schon neunmal geschehenen Menschwerdung des Gottes Brahma, die später entstellte Lehre des Buddha sieht in diesem auch einen menschengewordenen Gott, und der widerwärtige Kultus Tibets sieht in dem Dalai-Lama doch auch die irdische Verkörperung der höchsten Gottheit; nach der persischen Lehre hat Ahriman in Menschengestalt das Böse auf die Erde gebracht. Diese den Religionen so vieler Kulturvölker eigene Anschauung finden wir aber auch bei den auf ganz niedriger Stufe stehenden wieder, so z. B. vielfach in Australien bei Völkern mit ganz rohen religiösen Ideen und bei den afrikanischen Stämmen am Njanza-See, deren Gott Mukusa oft in Menschengestalt (auf der Erde) unter ihnen erscheint.

Aber auch darin stimmen ferner viele Völker überein, daß sie ihre Götter in Tieren verkörpert sein lassen und diesen nun göttliche Ehren erweisen. Die Verehrung des Apis-Stieres bei den alten Ägyptern war in der langen Zeit des Aufenthalts der Israeliten im Nillande auch auf diese übergegangen, was wir aus der Erzählung vom goldenen Kalbe am Fuße des Sinai erkennen, auch die eherne Schlange ist nicht, wie wir gelegentlich der Beschreibung von der Wüstenwanderung lesen, ein Mittel zur Heilung des Schlangensbisses, sondern ein Götzenbild gewesen, in dem man eine der übernommenen ägyptischen Gottheiten verehrt hat und zwar Jahrhunderte hindurch, bis König Usias diesem Götzendienst ein Ende machte. Überhaupt galten und gelten noch heute vielfach gerade die Schlangen, diese unheimlichen Tiere, bei vielen Nationen der Erde nicht bloß als die Trägerinnen der Klugheit, sondern gerade als Personifikationen der Gottheit und werden demgemäß göttlich verehrt, wie noch heute in den Tempeln von Delhi und Benares und bei den Bayeye am Zambesi, ja nach dem Glauben einiger südamerikanischen Stämme sind es Schlangen gewesen, welche einst den Menschen vom Monde das Feuer herabgeholt haben. (Hier soll eine ganz eigentümliche, in diesen Gedankenzusammenhang allerdings kaum gehörende Betrachtung nicht unterdrückt werden, nämlich die, daß in den religiösen Anschauungen vieler Völker das Feuer zunächst den Menschen gefehlt und nur den Göttern gehört, daß irgend ein Wesen es diesen gestohlen und auf die Erde gebracht, dadurch den „Neid der Götter“ erregt und schwer dafür gebüßt hat. Die Entstehung dieser Sage ist nicht schwer zu erkennen: Die Erkenntnis der hohen Bedeutung des Feuers, seiner nützlichen und zerstörenden Macht, seiner Notwendigkeit für alles Gedeihen, läßt dieses Element zuerst als ein überirdisches im alleinigen Besitz der Götter sein und es zum menschlichen Gemeingut erst durch ein Hinübergreifen eines irdischen Wesens über den Bereich seiner Rechte werden.) Den Babyloniern galt der Drache als ein Sinnbild der Gottheit und das fabelhafte und überirdische Wesen dieses Tieres spiegelt sich noch in den mittelalterlichen Sagen und Epen, ebenso in unseren zahlreichen Märchen, ja vielleicht noch in dem Papierdrachen wieder, der, auf der Vorderseite zu einer schrecklichen Fratze entstellt, durch die Lüfte saust und dennoch vom Kinde an dünnem Band festgehalten und gezügelt wird, als ein Zeichen, daß des Heidentums Spukgestalten im Christentum ihre Macht verloren haben. (Dasselbe bedeuten die an christlichen Kirchen befestigten Rinnen des Regenwassers, welche am Ende in das Zerrbild eines Tieres oder Teufels auslaufen: Die vom Christen-

tum überwundenen und darüber ergrimmtten heidnischen Dämonen.) Aus dem Glauben an die Verkörperung der Götter in Tieren ist wohl auch der sogenannte Totemismus d. h. die Idee gewisser Völker, z. B. in Nordamerika, entstanden, daß sie von Tieren abstammen, welche sie deshalb als heilig verehren, andere wilde Stämme empfinden im Gegensatz einen großen Abscheu vor gewissen Tieren, weil sie dieselben als die Personifikationen böser, tückischer Gottheiten ansehen; so z. B. haben die Makalaka am Zambesi einen unüberwindlichen Widerwillen und große Furcht vor den Meerkatzen, einige Somali vor den Pavianen, viele Neger vor den größeren Fischarten. Auch darin besteht unter vielen Völkern eine Gemeinsamkeit der Anschauung, daß ihnen einige Tiere, wenn auch nicht als Göttergestalten selbst, so doch als ihnen geweiht und in ihrem besonderen Dienste stehend und heilig galten, so vor allem der Adler und der Rabe. Den ersteren ließ Zeus nach Schillers Gedicht „Das eleusische Fest“ in hohen Kreisen über dem durch den Blitz entzündeten Opfer auf dem Altare schweben; ihm hatte Jupiter die Herrschaft über die anderen Vögel und einst, weil er ihn treu befunden, den Auftrag gegeben, den Ganymed zum Olymp zu entführen, in der babylonischen Sage trägt ein Adler den Elana zum Himmel, weil der letztere hier die Geburt eines Sohnes erlehen will; auch in der deutschen Sage spielt er eine große Rolle und ist noch heute das Tier der Wappen, der Helme, der Ehrenzeichen. Auch im Orient scheint er noch im Mittelalter hochgehalten worden zu sein; wissen wir doch, daß das Münzen- und Wappenzeichen des heutigen Doppeladlers uralt orientalisch ist, und zwar finden wir es zum ersten Male in dem nordsyrischen Orte Boghazkoï auf einer hettitischen Inschrift, also in einer noch vorsemitischen Zeit bei einem Volke, dessen neuerdings aufgefundene Schriftdenkmäler ein neues Gebiet der Forschung und zwar der interessantesten Art erschlossen haben; 1217 sehen wir dieses Zeichen im Wappen der Seldschukensultane und im Jahre 1345 schon in dem der deutschen Kaiser. Und wenn wir noch heut in feierlicher Rede von dem Adler sprechen, der mit erschreckendem Geschrei und gespreizten Fängen und Krallen die schwatzenden und neidischen Vögel verjagt, oder z. B. vom Preußenaar, der mit mächtigem Schläge seiner Schwingen der Sonne zustrebt, so verbinden wir mit dem Gedanken an diesen stolzen Vogel stets den des Gewaltigen, Erhabenen und Himmlischen. — Nicht minder häufig begegnen wir der Verehrung des Raben, besonders als des Boten und des Dieners der Gottheit: Der Rabe, welchen Noah als ersten Späher nach dem Aussehen der Erde aus der Arche sendet, kommt nicht wieder, obgleich er weder Nahrung noch Ruheplatz findet; als Vogel Gottes bedarf er dessen nicht. Ja, zweifellos ganz unabhängig von jedem biblischen Bericht erzählen auch Schöpfungssagen südamerikanischer Indianer von der Mitwirkung des Raben als göttlichen Dieners bei der Welterschöpfung. Der Rabe bringt dem Gottesmann Elias das Brot in die Wüste, er soll auf Befehl des Höchsten dem pietätlosen Kinde das Auge aushacken. Raben sind Wodans Diener und treue Gefährten, und erst der Eifer der Christen gegen alles, was den heidnischen Vorfahren als heilig gegolten hatte, hat aus den Freunden des im Kyffhäuser schlummernden Wodan, dessen verblaßte Gestalt Friedrich II. und dann Barbarossa sind, Feinde des Reiches, aus dem den anderen Vögeln an Elternliebe gleichstehenden Tieren den Rabenvater und die Rabenmutter gemacht. Nach einer serbischen Sage flogen nach der Schlacht bei Kossovo zwei Raben auf, um dem serbischen Volke sein Unheil zu verkünden. Wir könnten außer den bisher genannten Tieren noch viele anführen, welche bei diesem oder jenem Volke als den Göttern besonders lieb und darum als heilig galten, z. B. den Ibis bei den Ägyptern, den Kuckuck bei den alten Germanen und den Finnen, den Kolibri bei einigen Indianerstämmen Mexicos u. a.; doch genügt das Gesagte wohl zu dem Nachweise, daß die Verehrung der Gottheit in Tieren ebenfalls ein Punkt ist, in dem so viele Völker unter einander übereinstimmen.

Ebenso wie manche Tiere finden wir auch vielfach die Bäume teils als wirklich göttliche Wesen, teils als den Göttern heilig erwähnt, und auch hierin stimmen wieder Völker überein, die geschichtlich und geographisch nie eine Berührung miteinander gehabt haben. Das geheimnisvolle

Leben des Baumes, sein Keimen aus dem winzig kleinen Kerne, sein Wachsen, Blühen, Früchte-tragen, Verwelken und Wiedergrünen in nie gestörter Folge und Wiederkehr, das andächtig stimmende Rauschen in seiner Krone brachte jeden die Natur aufmerksam Betrachtenden zu dem Glauben an ein selbständiges Leben, das in dem Baume waltet und die Wirkung einer Gottheit ist. So sprechen die Griechen von einer Dryade, die da „seufzt“, wenn die Axt zischend die Rinde durchschneidet; so fragt noch Tells Knabe, ob es wahr sei, daß die Bäume bluten, wenn man in sie schneide. Blut ist der Sitz des Lebens, blutende Bäume also sind lebende, d. h. von einem höheren Wesen belebte. Und glauben wir alle nicht noch heute, gewissermaßen von der Gottheit berührt zu werden, treten wir nicht wie Ibykus einst in Poseidons Fichtenhain ebenso „mit frommem Schauer“ in das andächtig stimmende Innere eines Waldes, meinen wir nicht noch jetzt, in dem geheimnisvollen Rauschen der Kronen eines Kiefernwaldes eine göttliche Stimme zu vernehmen, wie es Uhland so schön in den Versen ausdrückt „Was ich für Herrlichkeit geschaut mit still anbetendem Erstaunen, was ich gehört für seligen Laut, als Orgel mehr und als Posaunen, das liegt nicht in der Worte Macht; doch wer danach sich treulich sehnet, der gebe des Geläutes acht, das in dem Walde dumpf ertönet“? Die gewaltigen Tonarseichen galten als Heiligtum des Gottes, und mit Sicherheit erwarteten die heidnischen Sachsen, daß Tors Blitzstrahl den Frevler Winfried zerschmettern würde, als er einen solchen Baum fällte. Die schöne biblische Erzählung vom Baume des Lebens im Paradiese der mit Jahve in besonderer und engster Verbindung stand, sie tritt uns schon in der babylonischen Götterlehre entgegen und findet sich noch heut, durchaus unabhängig von diesen Überlieferungen, sogar bei Völkern der australischen Inselwelt, welche glauben, daß auf diesen Baum des Lebens die Götter treten, wenn sie zu den Menschen herabkommen, und daß einst aus seinem verfaulenden Holze die ersten Menschen entstanden sind. Mit diesem eigentümlichen Gedanken, daß an der Erschaffung der ersten Menschen Bäume beteiligt waren, berührt sich auch die Erzählung der germanischen Mythologie, daß aus den Bäumen Ask und Embla, das erste Menschenpaar, gebildet worden ist, wovon vielleicht ein Nachklang noch in dem einst von wandernden Handwerksburschen gesungenen Liede zu sehen ist: „In Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.“ Und wie aus ihnen menschliche Gebilde hervorgehen, so geschieht es auch umgekehrt: Nach der schönen römischen Idylle werden Philemon und Baucis auf göttliches Geheiß in Bäume verwandelt.

Einen anderen, ebenfalls dem Bereiche der Religion angehörigen Punkt, in dem fast alle Völker der Erde übereinstimmen, erkennen wir in den Orten, welche für die Verehrung der Gottheit bestimmt sind. Daß die Stämme der Tuaregs, der Beduinen u. a. Wüstenbewohner ebensowenig wie die heimatlosen Nomaden bestimmte Orte für die Anbetung ihrer Gottheit haben können, ist ja klar; sobald aber bei einem Wandervolk nur einigermaßen Seßhaftigkeit eingetreten war, gewöhnte man sich daran, Opfer, Gebete u. a. gottesdienstliche Zeremonien an besonders dazu geeignet erscheinenden Punkten zu vollziehen, zumeist auf Bergeshöhen und in Wäldern, auf den ersteren, weil man dort den nach allgemein menschlicher Anschauung entweder auf hohen Bergen oder im Himmel über dem Firmament thronenden Göttern näher zu sein wähnte, in den letzteren, weil ihr Inneres wie oben dargetan, feierliche und andächtige Stimmungen erweckt. Wir erinnern uns hierbei des biblischen Berichtes, daß Salomo den Göttern seiner fremdländischen Frauen „auf den Höhen“ Altäre errichtete und selbst dort zum Gebet niederkniete. Wie der Olymp den Griechen heilig war, so der Brocken, der Zobten u. a. Höhen den alten Germanen, ohne daß ihre Gipfel feste Tempel trugen, und noch heut ist der weißschimmernde Fusi-yama der heilige Berg der Japaner. Je mehr nun die Völker sesshaft wurden, teils nach Aufgabe des Nomadentums, teils mit der Gewinnung sicherer Wohnsitze nach langer Verfolgung und Bedrängnis durch andere Stämme, desto mehr strebten sie nach der Begründung von geschlossenen Bauwerken, die sich vom einfachen, jeden Augenblick zerlegbaren und wieder mitnehmbaren Zelte im Verlauf von Jahren, Jahrzehnten, ja Jahrhunderten zu den Riesentempeln entwickelten, deren Grösse, Bauart und innere Einrichtung wir noch

heute bewundern. Was waren wohl die Gründe zu diesem Streben? Einmal wohl der Glaube, daß die Gottheit einen besonderen, ihr speziell geweihten heiligen Ort fordere, wo der ihr dargebrachte Dienst ebenso vor äußeren Störungen und Angriffen wie vor den unheiligen und entheiligenden Blicken andersgläubiger Zuschauer oder Lästerer geschützt wäre; ferner, weil man die eigene, der heiligen Handlung gebührende Andacht nicht durch den Blick in die große, zerstreuende Umgegend beeinträchtigt wissen wollte; drittens suchte man die Bildsäulen und sonstigen Heiligtümer der Gottheit den Angriffen frevelhafter Menschen ebenso wie dem zerstörenden Einfluß von Blitz, Hagel, Regen, Sturm und sonstigen Naturgewalten zu entziehen; schließlich aber suchte man auch der Auffassung von der Größe und Erhabenheit der Gottheit durch ein diesen Eigenschaften entsprechendes Bauwerk einen äußerlichen Ausdruck zu geben. Hierzu kamen wohl zuweilen noch ganz spezielle Gründe und Erwägungen, so z. B. bei dem in der Bibel berichteten „Turmbau“ zu Babel. Die Kulturgeschichte lehrt uns, daß der Weg der Kultur und dementsprechend die großen Völkerzüge, mit Ausnahme der Expedition Alexanders des Großen und der Kreuzzüge, welche, so wichtig sie auch für die allgemeine Kultur geworden sind, dennoch nicht zu diesem, sondern zu ganz speziellen Zwecken einst unternommen wurden, daß, sage ich, der Siegeslauf der Kultur von Osten nach Westen gegangen ist, dem scheinbaren Lauf der Sonne folgend; man denke nur an die Etappen China, Indien, Ägypten, Phönizien (Karthago), Palästina, Griechenland, Rom, Deutschland und überhaupt Westeuropa, Amerika vom Atlantischen zum Stillen Ozean, in neuester Zeit Japan und vielleicht wieder China. Als nun in grauer Urzeit ein Konglomerat innerasiatischer Stämme, diesem Drange nach Westen folgend, durch das „Völkertor“ südlich von Armenien sich unaufhaltsam ergoß und in die weiten, nie gesehenen Ebenen am Tigris und Euphrat gelangte, da ergriff sie, weil es nun möglich war, die Sehnsucht, sich in diese ungemessenen Weiten zu zerstreuen. Bevor sie sich jedoch am Ufer des Euphrats trennten, beschlossen sie, dem gemeinsamen Stammesgott noch eine Stätte der Verehrung und Anbetung zu errichten und als solche einen Riesenbau aufzuführen, der bis in die Wolken reichte und infolge dieser seiner Höhe überall gesehen werden konnte, falls sie sich etwa wieder vereinigen wollten oder müßten. Darüber, daß sie diese Sichtbarkeit von überallher für möglich hielten, dürfen wir uns bei Menschen, die von der Kugelgestalt der Erde nichts ahnten, keineswegs wundern. So haben wir uns wohl die Entstehung des babylonischen „Turmes“ zu denken, die also eine ganz spezielle Veranlassung hatte; für die Anlage der sonstigen orientalischen Riesentempel war noch ein ganz anderer, echt menschlicher Grund bestimmend. In den Worten Gen. 11, wo es von den Erbauern des Babelturmes heißt, daß sie sich mit diesem Werke einen „Namen“ machen wollten, ist ein Übersetzungsfehler Luthers enthalten, indem statt des Wortes „Namen“ richtiger „Zeichen“ gesagt werden muß (das hebräische Wort kann beides bedeuten). Nach Einsetzung des letztgenannten Begriffes deckt sich dann der Wortlaut mit dem oben angegebenen Zweck des Baues, der eben für die vor der Trennung stehenden Völker ein Zeichen sein sollte, wo sie sich nötigenfalls wieder zusammenfinden könnten. Für andere Tempelbauten freilich, antike wie neuere, wäre der Ausdruck „Name“ durchaus richtig; denn es kann nicht geleugnet werden, weil durch bestimmte Inschriften bezeugt, daß die Gründer so vieler Riesentempel durch diese nicht bloß die Größe ihres Gottes darstellen, sondern vor allem sich selbst ein monumentum aere perennius setzen wollten. Zu diesem doppelten Zweck, besonders zu dem letzteren, sollten jene gewaltigen Bauten im Orient errichtet werden, deren fast unglaubliche Größe wir noch heute anstauen, eine Empfindung, die sich von Jahr zu Jahr mit den herrlichen Ergebnissen der orientalischen Ausgrabungen noch steigert. Was bieten sich da dem bewundernden Auge und Geiste des Menschen für Beweise dieses ruhsüchtigen Strebens der alten Herrscher dar! An den Ufern des Euphrat und Tigris ebenso wie im alten Baalbek, in Kleinasien und Ägypten und überall, wo heute des forschenden Gelehrten Geist und seiner Arbeiter Spaten den Schutt der Jahrtausende durchwühlt, sehen wir Riesentempel bloßgelegt, deren Maß wir kaum für glaubhaft gehalten hätten. Und wie in

den eben genannten Ländern hat dasselbe Streben, die Gottheit und sich selbst für ewige Zeiten zu verherrlichen, auch im ferneren Asien, in Vorder- und Hinter-Indien gewaltet; denn auch hier finden wir solche Riesenbauten aus älterer und neuerer Zeit. Wir lesen es ja deutlich, mit welchem Ruhmesdünkel der König Salomo auf Morijas Höhen den nach ihm benannten Tempel errichtete, wie er gleich allen anderen orientalischen Tyrannen sein Volk mit dieser Arbeit knechtete, „mit Peitschen züchtigte“, wie er die Einheit der Herrschaft durch Verpfändung mehrerer Grenzstädte zerriß und durch unerhörten Prachtaufwand die Kassen leerte, wie er mit dem Gold und Elfenbein fremder Länder auch Unsitten und Götzendienst von dort importierte und durch dieses alles den Grund zum Zerfall des jüdischen, einst so mächtigen Davidreiches legte; rücksichtslos hat dieser Fürst ebenso wie viele orientalische Despoten vor und nach ihm alles Gute geopfert, nur um durch die Aufführung eines dem höchsten Gotte geweihten Hauses sich einen Namen bei der Mit- und Nachwelt zu sichern. Glauben wir aber durchaus nicht, daß dieses Streben, der Gottheit möglichst große Verehrungsstätten zu begründen, nur dem Orient, dem Altertum, dem Heiden- und dem Judentume eigen gewesen sei! Finden wir es nicht auch bei fast allen christlichen Völkern, wenn sie die Mittel dazu gehabt haben, und ist nicht auch bei diesen, wenn auch nicht immer, so doch gewiß ziemlich häufig der Gedanke der Selbstverherrlichung ein Beweggrund gewesen? Die herrliche Sophienkirche in Konstantinopel, nach deren Vollendung Kaiser Justinian triumphierend ausrief: „Salomo, ich habe dich übertroffen“, die Peterskirche in Rom, für deren Ausschmückung der Mediceer Leo X. so ganz eingenommen war, daß er für das „Mönchsgezänk“ der Reformation gar kein, für die Aufbringung der erforderlichen Gelder alles Interesse hatte, sind sie mehr Zeugen von der Frömmigkeit oder von der Ruhmsucht ihrer Begründer und Vollender? Und wenn wir nun den letztgenannten Beweggrund bei allen den vielen anderen christlichen Domen fallen lassen, die heute, nachdem oft Jahrhunderte zu ihrer Fertigstellung dahingeflossen sind, die Zierde und den Stolz so vieler Städte, zumal in West- und Süddeutschland bilden ebenso wie in den meisten anderen christlichen Ländern, so bleibt es doch eine unbestreitbare Behauptung, daß in diesem Bemühen, der Gottheit große, prunkvolle Stätten der Anbetung zu weihen, fast alle Völker der Erde, welche es vermochten, übereinstimmen, nur in der Art der Ausführung bemerken wir einen augenfälligen Unterschied. Während nämlich die orientalischen Tempelbauer das Große und Gewaltige, das der Gottheit angenehm und den Menschen imponierend sein sollte, in dem Massigen, räumlich Ausgedehnten, äußerlich Riesenhaften darstellen wollten, legten und legen es noch heute die Begründer christlicher Dome und einfacherer Kirchen in das Kunstvolle, Zierliche, Geschmeidige des Anblicks; daher die himmelanstrebenden Türme statt der am Erdboden haftenden Masse, daher ihre schlanke, geschmackvolle Form mit den aufgelösten Flächen, den herrlichen Portalen, den feierlichen Gasmalereien u. s. w. Geistig erhebend, kunst- und lichtvoll sollen die heiligen Räume des Gottes sein, der im Geist und in der Wahrheit angebetet werden will, im Gegensatz zu dem orientalischen Sinne, der mehr an der Erde haftet und sich auch in seiner Vorstellung vom Leben nach dem Tode nicht zu etwas Höherem und Erhabenerem aufgerafft hat.

In Verbindung mit diesem Bau der Gotteshäuser und ihrer Verehrung können wir eine andere internationale Erscheinung beobachten, nämlich die Weihe der Tempel und ihrer nächsten Umgebung zu Asylen. Als einst die Israeliten Kanaan erobert und viele Städte gegründet hatten, bestimmten sie 6 derselben zu Freistätten für Verbrecher, welche, nach Entdeckung ihrer Tat aus Furcht vor Bestrafung flüchtig geworden, hinter den Mauern jener Orte eine Zuflucht fanden, bis das Wort oder zuweilen auch der Tod des Hohenpriesters über ihr weiteres Schicksal entschieden hatte. Ob auch diese Bestimmung wie so viele andere, von denen es durch die neuesten Forschungen festgestellt worden ist, aus Babylon, wo wir sie ebenfalls schon finden, bei den Juden eingeführt worden ist, bleibe dahingestellt, die Selbständigkeit oder die Entlehnung dieser Sitte bedarf keiner näheren Erörterung, ihr Zweck war die Verhütung voreiliger, allzustrenger Bestrafung und der Schutz vor der

Härte der Blutrache. Aus demselben Grunde stammt die Einrichtung dieser Maßregel wohl auch bei den Griechen und Römern, bei denen der Verbrecher wenigstens für einige Zeit vor Verfolgung und Strafe sicher war, wenn er sich an den Altar des Tempels gerettet hatte. Man denke nur an die ergötlichen Szenen in den Komödien des Plautus, wo der seinen Verfolgern entschlüpfte Sklave die letzteren vom sicheren Port des Altars aus verhöhnte. Auch in der christlichen Überlieferung finden sich Spuren von diesem schönen Brauche, und wenn es wahr ist, daß der edle deutsche Kaiser Heinrich VII. durch die Hostie des ihm in Rom gespendeten Abendmahls vergiftet worden ist, so galt diese Tat nicht bloß deshalb als ein so schnödes Verbrechen, weil sie im feierlichsten Akt des Gottesdienstes, sondern besonders wohl deswegen, weil sie an der auch dem Feinde dargebotenen Stätte des Friedens verübt worden war. Vielleicht, wenn auch keineswegs sicher, hängt damit zusammen, daß man den Fluch und den Bann über Ketzer vom Altar oder von der über diesem befindlichen Kanzel in Verbindung mit dem Zerbrechen der Kerze aussprach, um damit den Ernst und die Schwere einer Strafe auszudrücken, deren Verkündigung von dem sonst dem Frieden geweihten Orte aus erfolgt. Um nun aber auch für den Fall, daß die Tür der Kirche verschlossen war, dem flüchtigen Verbrecher die augenblickliche Rettung und Sicherheit zu ermöglichen, gewährte man das gesuchte Asyl auch demjenigen, der bis in die nächste Umgebung des Tempels oder der Kirche gelangt war; auch dieser Raum sollte ein Zufluchtsort sein, und um dies auch äußerlich zu kennzeichnen, zog man um das heilige Gebäude herum Ketten, die wir vielfach noch heute haben und in denen wir nicht eine Abwehr ungebührlicher Verunreinigung, sondern ein Zeichen des den schützenden Raum einhegenden Friedens sehen müssen. Ja, man dehnte diesen noch weiter aus, nämlich auf den ganzen das Gotteshaus umgebenden Kirchhof, der ja noch heut in den meisten Dörfern die Begräbnisstätte ist, und hiermit hängt auch der Name Friedhof zusammen, nicht mit dem Gedanken, daß hier der Mensch nach den Stürmen des Lebens im Grabe seinen Frieden gefunden hat. Daß man zuweilen das Asylrecht vom inneren und äußeren Raum der Tempel auch auf die Grabesstätten übertragen hat, können wir bei vielen Völkern und Religionen beobachten, so z. B. in Abessynien, wo die Grabstätten der Verstorbenen besonders in Bürgerkriegen den Flüchtigen und Verfolgten eine Zuflucht bieten, ebenso wie in Hawaii die Gräber der Könige diese Wohlthat erweisen. Der Gedanke, daß die Religion ruhelosen Verfolgten einen Ort des Friedens und wenigstens der vorläufigen Rettung darbieten müsse, hat weiter hier und da zur Gewährung anderer Orte als Freistätte geführt; so befinden sich bei Neuseeland auf einer Insel ein quer durchs Land gezogener Strich, den die sogen. Hiwa-Hiwa-Priester bewachen und auf dem sie dem Flüchtling durch Stäbe, welche sie den Verfolgern entgegenstrecken, eine Zuflucht gewähren.

Zu dem eben Erörterten wurden wir durch die Betrachtung der Orte geführt, an denen die Gottesverehrung stattfand und noch jetzt stattfindet. Dieselbe galt wohl allgemein zuerst als an die der Gottheit errichteten heiligen Gebäude gebunden, erst allmählich trat der Gedanke hervor, daß der Gottesdienst an jeder beliebigen Stelle gestattet und der Gottheit angenehm, daß terra ubique Domini sei; vor allem hat Christus gelehrt, daß man Gott nicht bloß „auf Ebal und Garizim“, sondern auch im stillen Kämmerlein wahrhaftig dienen könne, wenn auch die Anbetung des Höchsten in dem ihm geweihten Hause stets als besonders feierlich galt und immer gelten wird.

Wir haben im Vorgehenden die große Übereinstimmung betrachtet, welche unter den verschiedenen Völkerschaften der Erde in Beziehung auf die Auffassung über die Gottheit und über die Orte ihrer Verehrung herrscht; ebenso können wir eine solche Ähnlichkeit auch in der Art und Weise dieses Gottesdienstes wahrnehmen und sehen, daß von der rohesten und furchtbarsten Praxis an bis zur höchsten geistigen Gottesverehrung, vom Menschenopfer bis zum stillen, inbrünstigen Gebet „im Geist und in der Wahrheit“ von den ältesten Zeiten bis heut sich eine auffallende Übereinstimmung erkennen läßt.

Auf den furchtbaren Gebrauch, der Gottheit Menschen als Opfer darzubringen, ist man wohl durch die Erwägung gekommen, daß das Leben ein Gnadengeschenk der Gottheit, also nicht Eigentum des Menschen sei, über das er frei verfügen dürfe, sondern gewissermaßen nur ein Darlehen, das er nach kürzerer oder längerer Zeit zurückerstatten müsse. Von diesem Gedanken aus ist dann der Glaube entstanden, daß die Hingabe des eigenen Lebens dem Gotte etwas Angenehmes und deshalb ein Mittel sei, Verzeihung für schwere Sünden oder Vorteile für andere zu erlangen. War es etwas anderes als diese Überzeugung, welche nach der römischen Sage den Ritter Curtius zum Sprung in den grauensvollen Schlund auf dem Forum und die beiden Feldherren Decius Mus, Vater und Sohn, zum Angriff auf die dichtesten Reihen der Feinde trieb, wobei sie ihren Tod finden mußten und wodurch sie den Zorn der Götter zu besänftigen und den Sieg sich zu sichern hofften? Ist nicht des Lykurgus geheimnisvolle Reise in die Fremde und seine Nimmerwiederkehr nach Sparta vielleicht ebenso zu erklären, nicht minder als die in der Geschichte mehrfach wiederkehrende Erzählung von einer schwarzen, heiligen, geweihten Schar von Männern, welche für die Rettung des bedrängten Vaterlandes in den Tod zu gehen geschworen hatten? Von der Darbringung des eigenen Lebens kamen Völker, welche ihrem Gotte besonders nahe zu stehen und lieb zu sein wähten, auf den Gedanken, daß dieser ihr Gott nicht die Selbstvernichtung seiner Auserwählten wolle und sich daher mit der Darbringung solcher Menschen begnüge, die er ihnen als Objekte dazu durch glücklichen Krieg oder auch auf andere Art in die Hände geliefert habe, und daß er an solcher Opferung ein besonderes Wohlgefallen empfinde. In diesem Sinne opferte, um nur ein Beispiel anzuführen, der „fromme“ Samuel als Vertreter des von Jahve auserwählten Volkes Israel den in der Schlacht besiegt und gefangen genommenen Amalekiterkönig Agag, indem er ihn „vor dem Herrn am Altar zu Gilgal in Stücke hieb.“ Dieser Gedanke wurde bei den meisten alten und vielen neueren unkultivierten Völkern allgemein: eine bestimmte Zahl von Kriegsgefangenen wurde den Göttern, gewissermaßen als Ersatz für das darzubringende eigene Leben, geopfert, unterworfenen Nationen wurde die Einlieferung solcher Opfer als Tribut auferlegt, an den Strand geworfene Fremde als von den Göttern zugesandte und ihnen zu Ehren und zum Gefallen hinzumordende Wesen aufgefaßt; fast nie also sind diese Menschenopfer Folgen und Ausdrücke bestialischer Mordgier, sondern die allerdings furchtbare Form einer tiefen Gottesverehrung. Daß den Juden, soweit wir sie im Alten Testament kennen lernen, die Idee der Gott wohlgefälligen, ja von diesem geforderten Menschenopfer nicht fremd war, sehen wir aus der beabsichtigten Darbringung des Isaak durch Abraham, welche wohl nie erzählt worden wäre, wenn die Juden diesen Gedanken gar nicht gehabt oder gar als einen unfrohen verworfen hätten. Allmählich vielleicht etwas abgekommen, ist die rauhe Sitte in der unglücklichen Zeit der Richter wohl von neuem hervorgetreten, worauf wir aus der Erzählung vom Richter Jephtha und seiner Tochter schließen können, und ganz geschwunden ist sie seit jener Zeit gewiß niemals. Lesen wir doch, daß wie schon erwähnt, Samuel vor einem Menschenopfer nicht zurückschreckt und daß in dem von Juda getrennten Zehnstämmereich mehrere Könige „ihre Söhne und Töchter durchs Feuer gehen liessen“, als Opfer für Baal, dessen Dienst in jener Zeit den des Jahve fast vollständig verdrängt hatte.

Auch die den Juden so nahe verwandten Phönizier weisen uns den Gebrauch der Menschenopfer auf. Als Beherrscher von Kreta hatten sie die ihnen untertänig gewordenen Athener gezwungen, zu bestimmten Zeiten eine ebenfalls genau festgesetzte Zahl von Jünglingen und Jungfrauen nach jener Insel als Opfer für den im dortigen Labyrinth befindlichen Minotaurus zu senden. Diesen letzteren haben wir uns nicht als einen menschenfressenden Stier zu denken, denn solche gab es auch im Altertum nicht, sondern als ein in Stiergestalt gebautes riesiges Götzenbild, in dessen Leib die Verurteilten gesteckt wurden, um zu Ehren der Gottheit verbrannt zu werden, die das Bild repräsentierte. Wenn wir heute am Fuße des schlesischen Zobtenberges das zweifellos phönizische Steinbild der Jungfrau mit dem Fisch neben der wahrscheinlich vandalischen Bärenfigur liegen sehen,

vielleicht eins der ältesten Denkmäler Europas, so kommt uns vielleicht der Gedanke, daß auch damals, als die Phönizier zur Sicherung ihres Durchzuges durchs Vandalen- nach dem Bernsteinlande mit dem hier wohnenden Stamme feierliche Verträge schlossen und zu gegenseitiger Zutrauens-erweckung Bilder ihrer Gottheiten errichteten, daß auch damals, sage ich, oben „auf gräßlichen Altären menschliches Gebein dorrt“ zum Preise des Dagon oder der Astarte. Ob die Griechen, welche ja so vieles von den Phöniziern empfangen haben sollen, auch in diesem Gebiete ihre Nachbeter gewesen sind, läßt sich nicht erweisen, jedenfalls steht fest, daß auch ihnen die Menschenopfer nicht fremd waren, wenigstens nicht in frühesten Zeiten. Nimmermehr würde wohl der Seher Kalchas vor der Abfahrt von Aulis die Darbringung der Iphigenie gefordert und Agamemnon, der Vater, sich damit einverstanden erklärt haben, wenn ein solches Opfer etwas ganz unerhört Neues, etwas Niedagewesenes gewesen wäre. Den Zorn der beleidigten Göttin zu beschwichtigen und einen Fahrwind von ihr zu erlangen, der den Beginn und die ganze Ausführung eines nationalen Unternehmens ermöglichen sollte, dazu mußte eben das Beste dargebracht werden, das man besaß: die unschuldige Tochter des Königs, der das heldenhafte Werk leiten sollte. Daß sie gerade der Artemis geopfert werden sollte, klingt uns in der späteren Sitte nach, daß in Sparta jährlich an einem bestimmten Tage am Altare der Artemis zwölf Knaben aus den vornehmsten Familien, welchen damit eine hohe Ehre erwiesen werden sollte, blutig geschlagen, d. h. früher wohl geopfert wurden; daß bei dieser Zeremonie das Blut der Knaben fließen zu sehen, ausdrücklich gefordert war, und man sich nicht mit dem bloßen Symbol des Schlagens begnügte, weist zweifellos auf den einstigen Gebrauch des Opfers hin. Ebenso wie diese Göttin wurde in den ältesten Zeiten wohl auch ihr Bruder Apollo durch Menschenopfer verehrt, und es ist ganz eigentümlich, daß derselbe Gott, in dem man zur klassischen Zeit den Geber des Schönen, den Hort der Kunst, das Ideal auch der körperlichen Blüte und Vollkommenheit sah, ursprünglich als ein böser, feindlicher Dämon aufgefaßt wurde; wird doch sein Name gedeutet als der Verderber, gleichbedeutend mit dem hebräischen Abbadon, einem furchtbaren Teufel aus dem Schlunde der Hölle (vgl. die Apokalypse und auch den „Messias“). Ihnen zur Verherrlichung dampften die Altäre vom Blute geopferter Menschen, und daß der Tod der letzteren das Werk gerade dieser beiden Gottheiten war, spiegelt sich noch aus der erhalten gebliebenen Redensart, nach welcher ein gestorbener Mann dem Pfeile des Apollo, eine dahingeschiedene Frau dem der Artemis erlegen war. So findet auch der aufgeklärte Dichter Euripides nichts des edlen Griechen Unwürdiges darin, daß Iphigenie im Scythenlande zuerst alle an den Strand geworfenen Fremdlinge auf dem Altare der Artemis als Opfer darbringt, ein Zeichen dafür, daß solche Weißen auch den Griechen durchaus weder fremd waren noch für abscheulich galten. Und daß es bei den ältesten Römern ebenso war, geht nicht nur aus der schon obenerwähnten Selbsthingabe der Helden Curtius und Manlius, sondern auch aus der sicher überlieferten Sitte des *ver sacrum* hervor, d. h. der Opferung aller Erstlinge eines Jahres bei Mensch, Tier und Feldfrüchten.

Wie in den Tempeln von Hellas und Rom, so sind auch auf den Altären der alten Germanen den Göttern Menschen geopfert worden, und von den Ufern des Rheins bis zu den Gestaden des Schwarzen Meeres haben fromme Herzen gemeint, damit das Wohlgefallen der Asen zu erwerben. Sicher wissen wir das Vorkommen dieses Gebrauches bei den Kimbern, welche das Blut der hingepferten römischen Gefangenen in einen Kessel herabrinnten und aus den dadurch entstehenden Blasen und Wallungen auf die zukünftigen Ereignisse zu schließen suchten.

Wenn wir, wie eben dargestellt, die grausame, aus verkehrter Gottesanschauung hervorgegangene Sitte des Menschenopfers bei denjenigen Völkern finden, welche einst die Bannerträger der Kultur gewesen sind, so dürfen wir uns gewiß nicht wundern, wenn wir ebendenselben Gebrauch bei den rohesten Völkern des Altertums und der Neuzeit begegnen, und es bedarf zur Bestätigung dieser allgemein bekannten Tatsache nur weniger Beweise.

Wer hätte nichts von den grauenvollen Metzeleien vernommen, welche die Sultane von Dahome, den letzten, erst vor kurzem entthronten miteingeschlossen, zu Ehren ihrer Götter, ihrer Ahnen und ihrer Könige begangen haben! Ununterbrochene Streifzüge haben sie nach den Gebieten der Nachbarstämme unternommen, um das Menschenmaterial zu diesen entsetzlichen religiösen Orgien aufzubringen, und wie hier, so war und ist es zum Teil noch heute in so vielen Negerstaaten Afrikas. Bei dem Begräbnis des Zuluhäuptlings Tschaka sind zehn Jungfrauen und Tausende von Gefangenen den Göttern zu Ehren hingeschlachtet worden, bei den Waganda werden noch jetzt zuweilen Jungfrauen aus derselben Tendenz zum Erleiden des Hungertodes eingekerkert. In Hawaii fand dieselbe Grausamkeit der Menschenopfer bei der Bestattung von Häuptlingen, unter den Malayen vielfach bei Hochzeitsfeiern statt; bei den letztgenannten von den Sunda-Inseln bis zu den Tagalen auf den Philippinen wird es bekanntlich noch heute als eine Ehrung der Götter ebenso wie als ein Ruhm für die eigene Person angesehen, möglichst viele im Kriege und auf einsamen Streifzügen abgeschlagene Menschenköpfe aufzuweisen, was man in neuerer Zeit auch bei der unheimlichen religiösen Sekte der Thugs in Indien beobachtet haben will, welche im Dunkel dichter Wälder vor dem Standbilde ihrer Göttin Mengen von Menschenopfern darbringen sollen. Bei anderen wilden Völkern finden solche Feierlichkeiten anlässlich von Tempeleinweihungen statt, ja bei nicht wenigen findet sich die schauerhafte Anschauung, daß die Götter nicht bloß am Anblick und am Geruch des ihnen zu Ehren vergossenen Blutes ein Wohlgefallen haben, sondern sogar mit Behagen die Seelen der Geopferten essen.

Welche Barbarei und Bestialität, so rufen wir bei der Kenntnisnahme solcher Auffassungen und Gebräuche wohl aus, welche Entstellung aller religiösen Gefühle, welche Ausartung wahrhafter Gottesverehrung und Frömmigkeit! Eine solche kann doch nur ent- und bestehen bei ganz rohen, von der Kultur noch nicht beeinflussten Völkern, bei Gottesanbetern, welche von der erhabenen Lehre des Christentums weiter entfernt sind als ein Stern der Milchstraße von der Erde, dessen Licht, um zu dieser zu gelangen, vielleicht einige Tausende von Jahren braucht! Hand aufs Herz! So möchten wir hier allen denjenigen zurufen, welche, auf ihr Christentum stolz, das Menschenopfer mit diesem für unvereinbar halten und kühnlich behaupten, daß es von der Gründung der ersten Christengemeinde zu Jerusalem bis zum heutigen hohen Standpunkt, den Christi Lehre nach dem Siegeslauf durch den Strom der Jahrhunderte hindurch eingenommen hat, ihm als ein heidnischer Greuel immerdar fremd, ja unmöglich gewesen sei. Hand aufs Herz und den Blick auf die Blätter der Kirchengeschichte, und demütig werden wir bekennen müssen, daß auch auf so manchen christlichen Richtstätten die Flammen des Menschenopfers zu dem Gott im Himmel emporgelodert sind, den wir so gern und so wahrhaft den Gott der Liebe zu nennen pflegen. So furchtbar dieses Bekenntnis ist, so wenig darf es unterdrückt, so bestimmt muß die Wahrheit seines schrecklichen Inhalts zugegeben werden. Nur einige Beweise!

Wenn im „Don Carlos“ der Großinquisitor dem König Philipp zornig den Vorwurf entgegenschleudert, daß er durch einfachen Flintenschuß des Marquis Posa Blut vergossen habe, das „unser“, d. h. „des Ordens Ehre glorreich fließen sollte“, so liegt doch in diesen Worten der Gedanke, daß des Ketzers Hinrichtung nicht ein bloßer Akt bürgerlicher Rechtsprechung, eine Beseitigung an verborgenem Orte und auf stille Weise, sondern eine Verherrlichung des erzürnten Gottes durch eine besonders verhängte Todesstrafe des Glaubensfeindes unter öffentlichem, feierlichem Schaugepränge sein sollte, d. h. wie die Kirche es in ihrer Praxis ausgebildet hatte, durch öffentliche Verbrennung. So wurde Huß, so Giordano Bruno, so die meisten anderen zum Tode verurteilten Ketzler hingerichtet, kam doch in Spanien für ein solches Gericht ausdrücklich der Name auf: auto da fé. Gerade weil bei den heidnischen Völkern die den Göttern dargebrachten Menschenopfer meistens Brandopfer waren, bildete sich auch im Christentum der fanatische Glaube aus, daß solches Feuer der Scheiterhaufen, auf denen Ungläubige getötet wurden, der Gottheit angenehm und für die,

welche es entzündeten, ein Beweis der Frömmigkeit, also auch eine Ehre und Verherrlichung sei. So furchtbar es auch klingen mag, es muß gesagt werden, daß die Ketzerverbrennungen der mittelalterlichen und der späteren Kirchengeschichte nichts anderes als Menschenopfer sind, entsprungen aus unseliger religiöser Idee. Der schwere Vorwurf aber richtet sich nicht nur gegen den Katholizismus, auch die evangelische Kirche hat ihn auf sich unabweisbar heraufbeschwoen, denn die Flammen des Scheiterhaufens, welche über dem „ketzerischen“ Arzt Servet in Genf einst zusammenschlugen, der Glaubenseiferer Calvin hat sie entzündet, der sanfte Magister Melanchthon hat sie gebilligt und gelobt, und die Zahl der ebenso entsetzlichen Hexenverbrennungen dürfte wohl in beiden Kirchen ziemlich die gleiche sein. Schon der Gebrauch, daß bei solchen Ketzerverbrennungen Priester in großem öffentlichem Gepränge unter Absingung frommer Lieder und Gebete und unter Anrufung des Höchsten um den Scheiterhaufen schritten mit der Bitte, daß Gott vom Himmel aus auf das fromme Werk herabschauen sollte, kennzeichnet den wahren Charakter dieser Zeremonien als wirklicher christlicher Menschenopfer.

Einen großen Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit bildet der Übergang vom Menschenopfer zu dem der Tiere, der uns in den schon erwähnten Erzählungen von der beabsichtigten und dann durch ein Tieropfer ersetzten Darbringung des Isaak und der Iphigenie entgegentritt, während wir bei den anderen Völkern diesen wichtigen Umschwung der religiösen Auffassung und Praxis weder der Zeit nach noch in einer besonderen Geschichte nachweisen können. Es bedarf dieser Punkt auch keiner eingehenderen Erörterung; es gilt hier nur festzustellen, daß auch in dieser Art der Gottesverehrung, nämlich im Tieropfer, die verschiedensten Völker der Erde bis heut vielfach übereinstimmen.

Von der Anbetung der Götter war zu der der Menschen nur ein leichter Übergang, zumal zur göttlichen Verehrung der Herrscher, welche eine solche entweder als ihnen zukommend beanspruchten oder, wenn sie aus eigenem Antriebe der Untertanen ihnen entgegengebracht wurde, gern duldeten. Caligula, Nero und viele andere der späteren, entarteten römischen Kaiser sonnten sich im Glanze der ihnen gewidmeten göttlichen Verherrlichung, die soweit ging, daß man in den ihnen geweihten Altären Opfer und Gebete darbrachte und die sich Weigernden unter der Androhung der Anklage auf Hochverrat zu demselben Götzendienste zwang, wovon ja die Verfolgung der römischen Christen ein beredtes Zeugnis ablegt. Noch verbreiteter und wiederum so vielen Völkern der früheren und der jetzigen Zeit gemeinsam wurde der Ahnenkult, d. h. die göttliche Verehrung verstorbener Herrscher oder berühmter und verdienstvoller Helden des Volkes, ein Dienst, der auf allgemein menschlicher Gemütsbewegung beruht. Die Liebe zu großen Männern, die im Leben einst für ihr Volk Großes gewollt und vollbracht hatten, der mächtige Eindruck ihres ganzen edlen und tatenreichen Wirkens, der Schmerz über ihr oft zu frühes Scheiden aus den Kreisen, die Gutes von ihnen empfangen hatten, die Erkenntnis des Segens, den ihr Leben zuweilen erst lange nach ihrem Tode gestiftet, die Erinnerung an alles dies und die tief im Menschenherzen wurzelnde Dankbarkeit wurden die Veranlassung zu einer Verehrung, die wir in anderer Form auch in dem Heiligendienste der katholischen Kirche finden. Bei rohen und bei zivilisierten Nationen treffen wir diesen sehr leicht in seiner Entstehung zu erklärenden Ahnenkult, bei den ersteren auch den mit der Gottesverehrung zusammenhängenden Gebrauch der Menschenopfer, von denen z. B. in Dahome ein großer Teil diesem Zwecke diente; auch bei vielen Neger- und Indianerstämmen Afrikas und Amerikas ist die gottgleiche Verehrung berühmter Vorfahren noch heut sehr gebräuchlich. Diese nahm ihren Anfang oft schon von dem Augenblicke, wo ein Volksheld gestorben war und bestattet wurde; hören wir doch, daß die alten Westgoten viele römische Sklaven dem Alarich zu Ehren am Ufer des Busento opferten, sicherlich nicht bloß, um sie an der Angabe seines Begräbnisortes zu verhindern, sondern um der Seele des großen Dahingeshiedenen ein würdiges Totenopfer zu bereiten. Als dann durch die Berührung mit anderen, in ihren Sitten schon weiter fortgeschrittenen Völkern und unter dem Einfluß

milderer Anschauungen die Opfer von Menschen durch die von Tieren ersetzt wurden, kam es vor, daß wie für die Götter, so auch für die Menschen bestimmte Arten von Tieren als ihnen heilig und zum Opfer tauglich ausgewählt wurden. Wie einst die alten Germanen festgesetzt hatten, welche Tiere z. B. dem Kriegsgotte Ziu als rein geltend dargebracht werden durften (man faßte sie als Geziefer, entstanden aus heran darbringen, Ziu und der die Zusammenfassung bedeutenden Vorschlagssilbe ge, das Gegenteil: Ungeziefer, d. h. also nicht reine Tiere), so wurden von denselben Germanen den Helden bei ihrer Bestattung besonders Rosse, die Genossen ihrer Taten und ihres Ruhmes, am Grabeshügel oder am Scheiterhaufen feierlich geopfert, und eine ganz eigenartige Erinnerung hieran sehen wir in dem noch heute bestehenden Gebrauche, daß dem Leichenzuge eines höheren Offiziers ein Reitpferd nachgeführt wird, das in früheren Zeiten am Grabe geopfert wurde.

Wir haben oben behauptet, daß den Menschenopfern der Glaube an die Verpflichtung zu Grunde läge, das Leben, weil es nur ein geliehenes Gut sei, den Gebern, nämlich den Göttern, wiederzugeben. Da aber die wörtliche Erfüllung eines solchen als Pflicht aufgefaßten Gebotes zur Vernichtung alles Menschenlebens, also zu einem Tun führen würde, welches andererseits dem Willen der die Menschen schaffenden Gottheit zuwider wäre, so kam man, lange ehe man auf die Ersetzung des Menschenopfers durch das Tieropfer verfiel, auf den rettenden Gedanken, anstatt des ganzen Körpers einen Teil desselben zu opfern und zwar von dem für die Neubegründung des Lebens wichtigsten Gliede. Hier, also auf religiösem Gebiete, ist demnach wohl der Ursprung der Beschneidung zu suchen, einer Zeremonie, für die man sehr verschiedene, vor allem sanitäre Gründe aufgestellt hat. Da sie aber eigentümlicherweise mit Ausnahme der Indogermanen fast bei sämtlichen Völkern der Erde vorkommt, welche nachweislich niemals miteinander in Berührung oder Beziehung getreten und sonst so sehr verschieden in allen ihren Anschauungen und Gebräuchen sind, so liegt die Annahme nahe, daß der Ursprung dieser Sitte in einer Regung zu suchen ist, welche eben allen Menschen gemeinsam ist, und dies ist die Religion, und wenn wir dies behaupten, so ist der oben angegebene Sinn der Zeremonie wohl als der richtige anzusehen. Wir finden, soweit wir die Geschichte der Völker überschauen können, die Beschneidung zuerst bei den Semiten, und daß sie bei diesen eine religiöse Bedeutung hatte und noch hat, ersehen wir aus zwei eigentümlichen Beobachtungen. Als der Stammvater Abraham seinen treuen Knecht Eleasar in sein Heimatland sandte nach einem Weibe für seinen Sohn Isaak, ließ er ihn das Gelübde, seine Aufgabe treu zu erfüllen, dadurch beschwören, daß der Auszusendende vorher feierlich seine Hand auf seine, nämlich Abrahams „Hüfte“ legte. Dieses letztgenannte Wort jedoch hat Luther fälschlich für das „zeugende Glied“ gesetzt, und damit ist erwiesen, daß dieses zur Ablegung eines Eides, also zu einem religiösen Zweck, in Betracht gezogen wurde. (Man vergleiche hierbei die ganz auffallende Doppelbedeutung der Wörter „zeugen“ und des lateinischen Substantivs testis.) Zweitens aber gilt noch heute bei den Juden die circumcisio als die unerläßliche Bedingung der Zugehörigkeit zum Judentum, die bei allen jungen Knaben ebenso wie bei einem Manne, ja beim Greise erfordert wird, wenn er Jude werden will. Hierin liegt doch ohne Zweifel der Sinn einer religiösen Zeremonie, was zur Bestätigung unserer vorher aufgestellten Behauptung dienen dürfte, und in ebendenselben Sinne ist sie wohl auch von allen Bekennern des Islams bis auf den heutigen Tag gefordert und unbedingt festgehalten.

Wäre man bei diesen vielleicht berechtigt, eine Abhängigkeit von den semitischen Stammverwandten, also an eine Entlehnung eines jüdischen Gebrauches durch die Araber, die ursprünglichen Träger des Islams, zu denken, so fällt dieser Gedanke vollständig weg, wenn wir hören, daß derselbe Gebrauch fast über die ganze Erde verbreitet ist. Die ethnologischen Forschungen früherer und neuester Zeit sagen uns, daß es unter den unkultivierten Völkern aller Erdteile kaum ein einziges gibt, dem diese Zeremonie fremd wäre, und immer neue Ergebnisse der Entdeckungen auf dem Gebiete der Völkerkunde bestätigen diese Wahrnehmung. Man hat die Beschneidung so ziemlich ausnahmslos bei allen Negern Afrikas, bei sehr vielen Indianerstämmen Amerikas und bei den

meisten Australiern gefunden, bei den Larakkia in Nordaustralien wird sogar das linke Auge außerdem herausgerissen, weil das eine Opfer ihnen nicht zu genügen scheint. Gerade aus diesem Beispiele ist ersichtlich, daß der Zweck dieser Sitte kein sanitärer ist, denn der Gesundheit wegen sich eines Auges schon in der frühesten Lebenszeit zu berauben, kann keinem noch so tiefstehenden Volke oder einzelnen Menschen einfallen. Daß wie im ganzen Alten Testament ebenso wie bei einzelnen australischen Völkern der Ausdruck „Unbeschnitten“ sogar ein arges Schimpfwort ist, beweist ebenso die Unmöglichkeit einer sanitären Deutung der Beschneidung; denn nur ein solcher Mensch, welcher seine religiösen Verpflichtungen nicht erfüllt, kann als ein schlechter bezeichnet werden, nicht aber ein solcher, der irgend welche Gesundheitsmaßregeln vernachlässigt. Wir haben also wiederum eine Sitte kennen gelernt, welche Gemeingut eines überwiegenden Teiles der Menschen ist.

Eine andere Art der Gottesverehrung ist die Askese, d. h. die Übung, in welcher sich der Mensch allerlei schwere Pflichterfüllungen körperlicher und seelischer Art, Entbehrungen und Martern auferlegt, durchdrungen von der Überzeugung, daß solche Entsagungen und Selbstquälereien der Gottheit angenehm seien; freilich ist diese Form des Gottesdienstes wohl oft auch mit der Absicht verknüpft, durch geflissentliches Zurschautragen solcher religiösen Übungen bei den Mitmenschen in den Ruf besonders großer Frömmigkeit zu gelangen, wodurch jene abstoßend und widerwärtig wirken. Derartige asketische Gebräuche waren bei den alten Juden und sind noch heut bei den Bekennern des Brahmanismus alle die vorgeschriebenen Waschungen und Fasten, welche die Ethnographie auch bei vielen Völkern der neuen Welt nachgewiesen hat. Dazu kommen die Wallfahrten nach den als besonders heiligen Stätten, deren an und für sich durch die große Entfernung bewirkte Mühsal noch durch allerhand selbstauferlegte Qualen gesteigert wird; dahin gehört der Verzicht auf das Sattessen während der ganzen Wegzeit, das Tragen von schweren Steinen und anderen Lasten, das Hineinlegen von stechenden oder drückenden Gegenständen in die Schuhe u. a. martervolle Erfindungen, an denen die selbstquälerische Grübeleier der Menschen stets reich gewesen ist. Ja, sogar zu den unnatürlichsten und verwerflichsten Selbstverstümmelungen hat dieser Wahn einer Gottesverehrung geführt, und unzählige Krankheiten und Todesfälle sind ihre unselige Folge gewesen. Wie viele Verzückte haben sich bis auf den heutigen Tag in Indien zur Erde geworfen, damit der Wagen des Gottes oder die von seinen Priestern bestiegenen Rosse über sie hinweggingen und sie zermalmten! Wie viele Elende haben sich, um die Schrecken des „schwarzen Todes“ abzuwehren, selbst zu Tode gegeißelt, wie viele sind den freiwillig übernommenen Hungerqualen zum Opfer gefallen! Besonders in den ersten Jahrhunderten des Christentums finden wir solche Erscheinungen einer ganz verkehrten, ja geradezu entsetzlichen Verkennung dessen, was dem gütigen Gotte wohlgefällig ist. Wenn der berühmte Kirchenvater Tertullian alle Freuden der Welt, wie Scherz und Lachen, Spiel und Tanz, allen äußeren Schmuck u. s. w. als Gott verhaßt und als *larvae diaboli* hinstellte, eine Auffassung, in der nach 1300 Jahren der Reformator Calvin ihm gleichkam, so war dies nur eine Verkennung, deren Extreme sich aber bald in den erschreckendsten Verzerrungen äußerte. Oft, weil fast unglaublich, als unwahr oder mindestens als arg übertrieben wird von vielen bezeichnet, was uns doch durch glaubwürdige Berichte zuverlässiger Autoren überliefert wird, daß nämlich Christen der ersten Jahrhunderte in unseliger Verkennung dessen, was Gott wohlgefällig ist, nicht bloß die äußeren Zierden des täglichen Lebens verwarfen, sondern das Gegenteil davon, den ekelhaften Schmutz als ein Zeichen christlicher Demut und Entsagung an ihrem Körper pflegten. Es wird uns von „frommen“ Asketen berichtet, die gelobt hatten, sich niemals zu waschen und die Kleidungsstücke, soweit sie solche überhaupt besaßen und benutzten, nie zu wechseln, bis sie vor Schmutz zerfielen oder von dem in ihnen nistenden Ungeziefer zerfressen wurden; ja sogar dieses letztere wurde als ein von Gott gesandtes Mittel zur Versuchung der wahren Christen betrachtet, ob sie alle Unbequemlichkeiten und Qualen standhaft ertragen würden; man hielt es daher für sündhaft,

diese ekelerregenden Tierchen zu beseitigen, ja einige „Heilige“ sollen sogar für den Fall einer längeren Krankheit die Reinigung ihres Körpers von allem Ungeziefer aufs eifrigste verboten haben — ad maiorem Dei gloriam! Soll es uns mit Bewunderung vor der alle Qualen überwindenden und standhaften Frömmigkeit oder mit Abscheu vor der Verkennung der Gottes- und der Menschenwürde erfüllen, wenn wir als sicher verbürgt von jerem „Säulenheiligen“ Simeon hören, welcher 36 Jahre lang stehend auf einer Säule in der Wüste zugebracht hat, nur selten einmal vom Wasser der Regenwolken etwas gereinigt und von den umherschweifenden Wüstensöhnen gespeist, die ihn als „heiligen Gottesfreund“ bewunderten und verehrten? Ob der Gedanke, daß eine solche Annäherung an das Tierleben schmutzigster Art wirklich dem „im Geist und in der Wahrheit“ anzubetenden Gott wohlgefällig sei, etwa noch nach Jahrhunderten der Kirchengeschichte in dem nachklingt, was über den Gründer des Franziskanerordens vor der Bestätigung seiner Mönchsregel erzählt wird? Als der Papst die vor Schmutz und Lumpen starrende Erscheinung des Franziscus von Assisi erblickte, der ihm die Statuten des Bettelordens mit der Bitte um ihre Sanktionierung vorlegte, soll er ihm voll Zorn und Verachtung zugerufen haben, er solle sich lieber zu den Schweinen begeben, zu denen er zu passen scheine, und sich mit ihnen im Schmutze herumwälzen, und als der Mann, der im üppigsten Reichtum aufgewachsen und den äußeren Schönheiten des Lebens stets ergeben gewesen war, diese Mahnung des Papstes sofort buchstäblich erfüllt hatte und nun mit den deutlichsten Zeichen dieser Demutsübung zu ihm zurückgekehrt war, habed der Papst seine wahre, tiefe Frömmigkeit erkannt und dem neuen Orden die päpstliche Bestätigung und Weihe gegeben. Eine solche Auffassung steht aber trotz ihrer geradezu erschreckenden Eigenart in der Religionsgeschichte nicht einzig da, ähnliches wird uns auch aus anderen Zeiten und Religionen überliefert. Wird es etwas ganz anderes gewesen sein, wenn die Selloi, die Priester des heiligen Orakels zu Dodona, nicht bloß streng angewiesen waren, den Luxus eines ordentlichen Wohnraumes zu meiden und in Höhlen zu hausen, sondern auch auf dem bloßen Erdboden zu schlafen? Haben sie doch hiervon das Beiwort *χραιευνάδες*, d. h. die auf dem Erdboden Liegenden empfangen, ein Epitheton, welches bei Homer von den Schweinen gebraucht wird. Wir sehen also, daß die Askese in ihrer rührenden und ihrer widerwärtigen Erscheinung als Ausdruck der Gottesverehrung vielen Völkern und Zeiten gemeinsam ist.

Eine weitere, noch allgemeinere Übereinstimmung in der Anschauung der Völker der Erde, welche mit der Religion eng zusammenhängt und daher hier am besten ihre Erwähnung findet, ist der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode, ein Glaube, der allerdings uns in der allerverschiedensten Art entgegentritt. Bei den Juden frühester Zeit scheinen die Vorstellungen von einem Leben nach dem Tode allerdings sehr spärlich und vage gewesen zu sein; denn wir finden im Alten Testament mehr Stellen, welche einen Zweifel daran als eine Hoffnung darauf ausdrücken. Aber selbst die geringe Zahl der letzteren ist ein Beweis, daß ihnen dieser Glaube nicht ganz fehlte, und die aus der späteren Zeit des Judentums herstammende Erzählung von dem Ruhen in Abrahams Schoß und der Qual im Höllenfeuer ergänzt diesen Nachweis. Am deutlichsten ist dieser Glaube im Altertum unter den Ägyptern ausgeprägt, bei denen er das größte Interesse schon während des ganzen irdischen Lebens in Anspruch nahm; ebenso begegnen wir ihm bei den alten Indern und vielen anderen Kulturvölkern Asiens. Die Vorstellungen der Griechen vom Leben nach dem Tode kennen wir am besten aus der homerischen Darstellung vom Aufenthalte des Odysseus in der Unterwelt, aus der wir ersehen, daß sich dieses ideal veranlagte Volk dieses Leben als ein düstres, freudloses, schreckliches dachte; sagt doch Achilles, diese Idealgestalt der Hellenen, daß er lieber auf Erden der Knecht des ärmsten Tagelöhners, als in der Unterwelt der Herrscher der Myrmidonen sein wolle. Auch im Brahmanismus und Buddhismus treffen wir ebendenselben Glauben, denn das berühmte Nirwana ist nicht ein Nichts, also das Gegenteil von einem neuen Leben, sondern ein Ort und ein Zustand seliger Ruhe (nicht abzuleiten vom indischen *nera wana* = ohne Leben oder vom

birmanischen Worte = vollständiges Verschwinden, sondern entweder vom indischen nir wa = Windstille oder von dem mongolischen Worte, welches bedeutet: vom Jammer erlöst). Daß bei den alten Germanen, Kelten und Slaven lange vor ihrer Berührung mit dem Christentum das Leben nicht mit dem leiblichen Tode als abgeschlossen galt, ist allbekannt, ganz auffällig aber ist das Vorhandensein des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele bei den meisten, ja fast bei allen auf tiefster Stufe geistiger Bildung stehenden Völkern aller Erdteile, deren keins diesen Glauben von einem anderen übernommen, sondern als sozusagen ihnen eingeboren bewahrt und ausgebildet hat; hierfür sei die Anführung einiger Beispiele gestattet.

Zunächst ist festgestellt, daß alle Indianer Amerikas an ein Fortleben nach dem Tode glauben und daß dort, wo man das Vorhandensein dieses Glaubens geleugnet hat, dies nur die Folge mangelhafter und oberflächlicher Beobachtung ist. So hat man z. B. Stämme am Orinoko kennen gelernt, bei denen man zuerst keine Spur dieser Auffassung fand, was man auch ohne weiteres in Reiseberichten und Vorträgen weiter verbreitete; bald darauf entdeckte ein Forschungsreisender, daß Leute aus diesen Stämmen zur Nachtzeit an die Gräber Verstorbener gingen und dort mit langen Stangen Löcher in die Erde bohrten, wofür sie auf Befragen zuerst gar keinen, dann aber den Zweck angaben, daß die Seele ungehindert aus dem Grabe heraus- und wieder hineingehen könne. Ebenso allgemein scheint die Überzeugung von der Unsterblichkeit der Seele bei den Negern Afrikas zu sein, und auch hier ist man oft durch ungenügende Beobachtung auf die entgegengesetzte Ansicht gekommen. Man hörte bei den Dinka-Negern das Lied: „Am Tage, als Gott alle Dinge schuf, Schuf er die Sonne, Und die Sonne geht auf und unter und kehrt wieder; Schuf er den Mond, Und der Mond geht auf und unter und kehrt wieder; Schuf er die Sterne, Und die Sterne gehen auf und unter und kehren wieder; Schuf er den Menschen, Und der Mensch kommt hervor, geht in die Erde und kehrt nicht wieder.“ Zur selben Zeit aber hörte man ebendieselben Leute sagen, daß die Geister der Toten in Schlangen fortleben, also in Tieren, welche von Naturvölkern so oft als Verkörperungen der Götter angesehen werden. Wenn also auch nach dem Wortlaute jenes Liedes die gestorbenen Menschen nicht mehr auf die Erde wiederkehren, so lebt ihre Seele doch weiter fort in einem anderen, geheiligten Leibe. Wir wissen ferner, daß die Betschuanen zu den Geistern der Verstorbenen beten, wie überhaupt der ganze, so häufig vorkommende Ahnenkult ein deutlicher Beweis für den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode ist. Eigentümliche hierauf bezügliche Vorstellungen finden wir bei den Ova-Herero im Damara-Lande; beim Tode eines Häuptlings wandern die Bewohner des Dorfes aus, kehren nach einiger Zeit zurück, und nun geht ihr neuer Häuptling an das Grab seines Vorgängers, meldet flüsternd die Rückkehr und bittet um Segen für sich und seinen Stamm. Auch kommen nach der Ansicht dieser Leute die Toten zuweilen in Hundegestalt auf die Erde zurück. — Die Buschmänner der Maluti-Berge sagen: „Der Tod ist nur ein Schlaf“ (vgl. das Kirchenlied: Wenn ich einst nach jenem Schlummer, welcher Tod heißt, aufersteh'). — Ein Manganje-Neger sagte zu Livingstone: „Nach dem Tode leben wir noch einmal, nur wissen wir nicht, wo und wie.“ Ja, auf Madagaskar herrschte schon vor dem Übertritt der Howa zum Christentum die Anschauung, daß das Leben nach dem Tode ein schöneres und besseres sei als das irdische, denn sterben heiße: zum Gotte werden. — Auch den Bewohnern von Hawaii war dieser Glaube nicht fremd; sie sprachen von einem zukünftigen Reiche Milu, wo die niederen Seelen der Menschen unter Spiel und Geschrei, und dem Reiche Waken, wo die höheren mit Ruhe und Würde fortleben; nicht minder aber, ja vielleicht noch deutlicher ausgeprägt treffen wir die hier behandelte Sache bei den Völkern Australiens an. Die Motu der Insel Neu-Guinea sagen, es sei etwas im Menschen, das nicht sterbe, sondern nach dem Tode des Körpers ins Land Tauli gehe und zuweilen von dort wiederkomme; ja, bei manchen Stämmen des Archipels findet sich sogar der Glaube an eine Seelenwanderung und, was noch mehr sagen will, derjenige an ein im Himmel tagendes Gericht (Tandi), und zwar schon lange vor einer Berührung mit dem Christentum nachweisbar. Wiederum bei anderen Stämmen hört man sagen, daß die Seelen

der Verstorbenen auf den Plejaden den Emu-Jagden obliegen und daß auf dem Orion zwei Jünglinge demselben Vergnügen nachgehen. Auch die Sterne der Milchstrasse betrachtet man als die Wohnstätte abgeschiedener Seelen und will sogar aus ihren Hütten den Rauch haben aufsteigen sehen. Die Bewohner der Macdonellberge glauben, daß ununterbrochen zwei Jünglinge durch eifrige Arbeit die dem Paradiese Laia drohenden Gewässer zurückhalten und dadurch das Land der Seligen schützen, während andere sagen, daß die Guten zum Gotte Baiamai in den Himmel, die Seelen der Häuptlinge auf die Sterne kommen. Einige Stämme auf Samoa glauben, daß ihr Gott Saveasiulo aus zwei Teilen bestehe, von denen der obere bei den Geistern der Verstorbenen weile. Bei einigen hyperboreischen Völkern schließlich findet man die Vorstellung von einem Reiche Kudlivun, wo die Guten, und von Adlivun, wo die Bösen weiter fortleben. Man darf bis jetzt nicht zu viel sagen und nicht behaupten, daß sich der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode bei allen Völkern der Erde nachweisen lasse, noch nicht also wie beim Beweise für das Dasein Gottes von einem consensus gentium reden, aber es ist als sicher anzunehmen, daß er auch da, wo er bisher noch nicht gefunden ist, auch existiert und nur wegen unvollkommener Bekanntschaft mit diesen Völkern noch nicht entdeckt worden ist; die zahlreich angeführten Beispiele aus allen Zonen und Religionen bekunden jedenfalls eine unleugbare Übereinstimmung der Anschauungen der Völker auch in dieser Beziehung.

Ebenso wie der Glaube ein Gemeingut aller Zeiten und Völker ist, so auch sein Zerrbild, der Aberglaube, den wir aber nicht, wie Goethe es tut, „die süße Poesie des Lebens“ nennen wollen, sondern vielmehr als ein Unheil für die Menschen bezeichnen müssen. Denn wenn er uns auch zuweilen in süßem Vergessen des augenblicklichen Elends, in dem wir uns befinden, in eine gedachte, glücklichere Welt versetzt, so ist doch einerseits das Erwachen aus diesem Traume meist schrecklich, andererseits aber hat der Aberglaube, wie sich so vielfach und so unwiderleglich beweisen läßt, zu allen Zeiten die übelsten Folgen gehabt und ist die Quelle der entsetzlichsten Verbrechen gewesen, besonders auf dem religiösen Gebiete. Es ist ein auffallende und wohl auch beklagenswerte Tatsache, daß ebenso wie der tiefempfundene Glaube auch der Wahn im Herzen aller Völker der Erde Eingang gefunden hat, und doch läßt sich dies leicht psychologisch erklären. Die Quellen des Aberglaubens sind mehrfach: Die Hoffnung, die ja der Mensch „noch am Grabe aufpflanzt“ und die ihm aller Wahrheit und Wahrscheinlichkeit zum Trotz etwas Besseres als mit Notwendigkeit eintretend vorspiegelt; das Wohlgefallen am Geheimnisvollen, das ihn zum Glauben an Übermenschliches und Übernatürliches drängt; das oft beobachtete wirkliche Eintreten des abergläubisch Angenommenen, sei es mit guten, sei es mit schlimmen Folgen; die Überzeugung von einer Kraft des Menschengestes, die Schranken seines physischen Könnens und seines Wissens zu durchbrechen u. a. Dies alles sind echt menschliche Empfindungen, Gedanken und Stimmungen, und wir dürfen wohl sagen: ganz frei von Aberglauben ist — kein Mensch, auch nicht der geistig am höchsten stehende, selbst wenn er diese Behauptung, falls sie auch auf ihn ausgedehnt wird, mit Entrüstung zurückweist. Wie so manchen Gelehrten gibt es, dem „es peinlich ist“, als Dreizehnter an der Tafel sitzen zu sollen, den ein häßlicher Traum doch „etwas alteriert“, der sich scheut, seine Freude über ein ihm zu teil gewordenes Glück laut zu äußern, der einen Plan an dem oder jenem Tage „lieber doch nicht“ ausführt u. s. w.! Wie eigentümlich klingt es, wenn Lessing den Glauben an Gespenster als durchaus nicht verwerflich und unsinnig bezeichnet, und wenn der Philosoph Schopenhauer sicher wirkende Sympthiemitel gegen Fieber und Überbeine empfiehlt: im ersteren Falle rät er, eine Spinne in einer hohlen Nuss um den Hals zu tragen, im zweiten, die Geschwulst mit einem Ei einzureiben, bis sie feucht wird, und dann das Ei in einem Ameisenhaufen zu verscharren! Nichts anderes als Aberglaube war es, wenn diesen Denker eine unheimliche Furcht, die überhaupt der Ursprung seines Pessimismus war, schnell aus Neapel und Verona verjagte, in Berlin verfolgte, ihn trieb, sich selbst zu rasieren und nicht schlafen ließ, wenn er nicht Waffen im Bett versteckt hatte.

Als erste Art des Aberglaubens wäre wohl der Glaube an gewisse Ereignisse und Zeichen zu nennen, welche ein bevorstehendes Glück oder Unglück verkünden; so vor allem die Zahl 13, welche fast allgemein für eine Unglückszahl gehalten wird, und zwar ist diese Auffassung so allgemein, daß es fast nirgends eine Droschke No. 13 oder ein mit dieser Zahl bezeichnetes Fremdenzimmer in einem Gasthause gibt, auch, wie oben schon angedeutet, das Unterbringen von 13 Personen an einer Tafel aufs peinlichste vermieden wird. Der Ursprung dieses Aberglaubens ist ja bekannt: Christus hatte mit den zwölf Jüngern gemeinsam das Passamahl genossen und starb den Tag darauf am Kreuze. Träume erfüllen das Herz, je nach ihrem Inhalt, mit Schrecken oder mit Freude, auch wenn sie kein bestimmtes Ereignis enthielten, sondern schon, wenn dies oder jenes gesehen wurde, z. B. Kuchen, Feuer, Schmutz u. a. Wenn bei den Römern und Griechen bestimmte Vögel in einer gewissen Zahl aus dieser Himmelsrichtung heranfliegen, deutete das auf Glück, andere Tiere, andere Mengen, andere Richtung des Fluges auf nahes Unheil; ob der Hase unseren Weg von links oder von rechts kreuzt, ist ein Hinweis auf das, was geschehen wird; wenn der Berber auf seinem Streifzuge einen Hasen und eine Krähe sieht, stößt ihm Unheil zu, wenn aber zwei Krähen und ein Schakal ihm begegnen, lacht ihm das Glück. Der Sturmvogel meldet dem Seemann die nahe, große Gefahr, der Anblick des Fliegenden Holländers sein sicheres Verderben. Das Jucken im Winkel des rechten oder des linken Auges, das Klingen in einem der beiden Ohren deutet auf freudige oder auf unangenehme Ereignisse, das Einspicken der heruntergefallenen Gabel in die Diele des Fußbodens auf nahen Besuch, das Niesen im allgemeinen auf Glück, (angeblich, weil es zur Zeit des schwarzen Todes das erste Anzeichen der wiederkehrenden Gesundheit war), an bestimmten Tagen, wenn nüchtern geschehen, auf einen Brief, ein Geschenk, einen Streit u. a. Der Anblick einer Sternschnuppe oder das zufällige gleichzeitige Aussprechen desselben Wortes im Kreise einer Gesellschaft versichert die Erfüllung eines Wunsches, die Begegnung mit einer alten Frau ist für den Jäger ein ebenso sicheres Zeichen für den Mißerfolg wie das Aussprechen eines Glückwunsches beim Aufbruch zur Jagd. Das Auffliegen einer Ente von Osten her schreckte als sicheres Zeichen nahenden Unheils einen Eingeborenen Argentiniens von der weiteren Begleitung des spanischen Forschers ab, der ihn zur Führung ins Innere des Landes gedungen hatte. Es würde hier zu weit führen, solche und ähnliche Beispiele von Aberglauben bei anderen Völkern zu nennen; ebenso allgemein ist die Überzeugung, daß auch die Nähe des Todes durch gewisse Vorzeichen zu erkennen ist. In Träumen wird er dem Petrus, dem Hanno von Köln und anderen kirchlich berühmten Personen verkündet, aus anderen Zeichen entnehmen abergläubische Menschen die Gewißheit seines Kommens: Das Picken des Holzwurmes, das Heulen des Käuzchens, das Erscheinen der (weißen) Ahnfrau, das plötzliche Um- oder Herabfallen eines angelehnten oder aufgehängten Gegenstandes (schlesisch: das Totenbrettel), das plötzliche Stehenbleiben der Uhr („er hat sich angemeldet, die Uhr blieb stehen um elf“) u. s. w.; wer kann sie alle nennen, die vielen Zeichen, welche das Gemüt des abergläubischen Menschen mit Angst vor dem nahen, sicheren Tode erfüllen!

Wenn man nun aus gewissen Beobachtungen das Bevorstehen eines Unglücks erkannt zu haben glaubte, so lag es nahe, Mittel zur Abwendung desselben oder, wenn es schon eingetreten war, solche zur Linderung und Beseitigung desselben zu suchen, und auch hierin ist der Aberglaube überall mächtig hervorgetreten. Nicht möchten wir hierzu das sogenannte Versprechen einer Krankheit rechnen, denn es beruht auf der gar nicht zu verwerfenden Überzeugung, daß Gott, der dabei um Hilfe angefleht wird, diese auch wirklich spenden werde, als besonders begnadete Wundertäter wollen die versprechenden gar nicht betrachtet werden. Wenn sie aus ihrem Tun ein Gewerbe machen, d. h. sich dafür bezahlen lassen, so bestraft man sie, einen Aberglauben aber darf man die Sache nicht nennen. Wohl aber verdienen diesen Namen alle die andern Mittel zur Verhütung drohenden Unheils, soweit sie nicht auf wissenschaftlicher Grundlage beruhen, so zunächst das Tragen von Amuletts (abzuleiten vom arabischen Worte hamal tragen), ein Gebrauch, den man bei den ver-

schiedensten Völkerschaften trifft. Die Auffindung eines als Amulett getragenen Diamanten, den man bei der Gefangennahme eines Buschmannes bemerkte, hat zur Erforschung und bald darauf zur Ausbeutung der südafrikanischen Diamantenfelder geführt, die man vorher nicht gekannt hatte. Die Buschmänner suchen die Raupe Ngo zu finden, die vor Unglück schützt; ferner soll man nie auf das Grab eines Toten einen Stein werfen, was ein großes Unglück heraufbeschwören würde. Die Somali benutzen als Kleinod einen um ein Stäbchen gewickelten Koranvers, die Malayen wieder andere Heiligtümer, besonders zahlreich aber sind die von den Christen benutzten Amulette. Der Glaube an die Wunderkraft derselben beruht einerseits auf der Erwägung, daß alle diese Gegenstände mit Gott, Christus, den Heiligen, der Jungfrau Maria, sei es als Bild, sei es als Reliquie zusammenhängen und daher einer besonderen Wirkungskraft fähig sind, andererseits auf der Beobachtung, daß sie wirklich in einzelnen Fällen Schutz gewährt haben, z. B. durch Ablenkung oder Abschwächung eines das Leben bedrohenden Geschosses, und weil der Mensch überhaupt gern glaubt, was er wünscht, und das Wunder dieses „Glaubens liebstes Kind“ bleibt. Welche Fülle lieblicher und romantischer Erzählungen knüpft sich an diesen, allen Völkern gemeinsamen Gebrauch, wie tief wurzelt die Überzeugung von der Wunderkraft solcher Amulette noch heut in den Herzen so vieler Menschen! Ein anderes Mittel zur Verhütung von Unglück besteht darin, daß man zum Beginn wichtiger Unternehmungen gewisse Tage als Glücks-, andere als Unglückstage betrachtet und vor den letzteren sich scheut; auffallend ist hierbei, daß zu den Unglückstagen bei so vielen Völkern besonders der Freitag gehört, so z. B. auch bei einigen Völkern am oberen Nil und bei den Kirgisen; bei den ersteren gilt es für gut, große Sachen nur am Mittwoch, Donnerstag und Sonnabend, bei den letzteren, nur am Mittwoch oder Donnerstag anzufangen. Wenn die Christen gerade den Freitag als einen Tag betrachten, an dem man keine Reise (vgl. den Aberglauben der Matrosen) antreten, kein neues Kleid zum ersten Mal anziehen, kein wichtiges Geschäft beginnen soll, so läßt sich dies leicht aus der Erinnerung an den Karfreitag erklären, was aber auf Völker, die vom Christentume gar nicht beeinflußt worden sind, gewiß nicht übertragen werden kann. Als weise Vorsichtsmaßregel gilt es ferner, nichts zu „berufen“, d. h. ihren günstigen Zustand nicht frohlockend zu rühmen, oder, wenn dies aus überwallender Freude unüberlegt geschehen ist, sofort ein herabsetzendes Wort hinzuzufügen, so z. B. sagt wohl der Landwirt: „Wie schön steht das Getreide, — gestern stand es viel besser“, und um ganz sicher zu gehen, spuckt der Redende dreimal aus, was wir schon bei den alten Germanen als einen Gebrauch zur Unschädlichmachung der bösen Geister finden. Bei den Waganda spuckt eine „Hexe“ (über diese Frauen weiter unten) dem Kranken, um ihn dem Tode zu entreißen, dreimal auf den Unterleib; bei uns spuckt noch heute jemand, der am Tage das erste Geld eingenommen hat, auf dieses, um sich vor dem Verlust oder vor der schädlichen Wirkung desselben zu schützen. Unzählig sind alle die anderen, im häuslichen Leben hier und da noch vorhandenen und gewissenhaft beobachteten Gebräuche, welche zur Abwendung drohenden Unheils dienen sollen, so z. B. wenn eine Wiege nicht von zwei Personen zugleich bewegt werden soll, gar nicht aber, wenn sie leer ist, daß die Leiche mit dem Fußende zuerst aus dem Hause getragen werden muß, damit sie nicht als Schreckgespenst ins verlassene Heim zurückkehrt. Der zuletzt genannte Gedanke hat, wie aus manchen Nachrichten und Beobachtungen hervorzugehen scheint, auch teilweise zur Einrichtung der Leichenverbrennung bei vielen Völkern mitgewirkt. Das Zeichen des Kreuzes zum Schutze vor jeder dämonischen Schadenstiftung findet sich nicht bloß bei den katholischen Christen, sondern merkwürdigerweise auch bei manchen eingeborenen Stämmen Südamerikas, ja schon bei den Babyloniern, von denen es übrigens schon wie von modernen Analphabeten als Ersatz für die Namensunterschrift in Anwendung war. Bei den Marutse am Zambesi herrscht der Glaube, daß das auf ein Kreuzstäbchen gestrichene Fett eines Haustieres einen Flüchtling, den man zur Bestrafung gern fangen möchte, zur Rückkehr treibt und von weiterem Schadenstiften abhält, wenn man dieses Kreuzstäbchen nachts vor der Tür seines Hauses eingräbt.

Eine weitere Frucht unseligen Wahnes ist der Glaube an Hexen, welcher seit den ältesten Zeiten bis heut die Gemüter der Menschen aller Volksstämme beunruhigt und zu den schlimmsten Greueltaten veranlaßt hat. Die Hexe von Endor, deren Gaukelspiel einst den unglücklichen König Saul zum Wahnsinn trieb, hat ihre Leidensgenossinnen bis in unsere Tage fast überall gefunden, und der Same dieser furchtbaren Verirrung ist der immer noch fortlebende Glaube an einen Teufel und seine Macht. Die von den Priestern, wenn nicht erfundenen, so doch geduldeten und genährten Ideen von der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg, der Feuertod so vieler Tausende von unglücklichen Frauen, bei denen oft schon ein rotunterlaufenes Auge als untrügliches Zeichen ihres Hexentums galt, die zum Himmel schreienden Urteilsprüche geistlicher und weltlicher Gerichte sind geradezu ein Schandfleck in der Kulturgeschichte der Menschheit, oder gehören sie etwa auch zu der „süßen Poesie des Lebens“? Trotz der hohen Aufklärung, deren wir uns so gern rühmen als der Zierde unseres Jahrhunderts, ist dieser schreckliche Wahn noch heute nicht ganz aus den Köpfen der Menschen geschwunden, und die Zeit ist noch nicht fern, wo die Kinder angewiesen wurden, bei der Begegnung mit Frauen, die „nicht ganz unverdächtig“ waren, mit den vier Fingern beider Hände den Daumen fest an die innere Handfläche zu drücken, um hierdurch die verderbliche Macht jener zu brechen. Dieser Glaube an die Zaubermacht einzelner Personen im Dienste der bösen Gottheit ist allen Völkern gemeinsam, ganz auffallend aber ist es, daß gerade Frauen als die Trägerinnen dieser Wirksamkeit angesehen worden sind und noch werden, während sonst doch fast überall die Rolle des Weibes eine ganz untergeordnete war und ist. Liegt hierin der Ausdruck höchster Geringschätzung des Weibes oder vielleicht der bei aller Knechtung desselben dennoch im tiefsten Empfinden lebende Gedanke an eine geheimnisvolle Macht, welche vom weiblichen Wesen ausgeht, ein Gedanke, der sich auch darin äußert, daß gerade Frauen (Kassandra, Velea, die Friesin, welche dem Drusus ihr Donnerwort zurief u. a.) ein übernatürliches Schauen in die Zukunft zugetraut wurde? Jedenfalls ist es ganz eigentümlich, daß sich auch diese Verschiedenheit in der Auffassung weiblicher Würde und Macht bei so vielen Völkern findet, die untereinander nicht die geringste Berührung und Verwandtschaft haben. Daß der Glaube an Hexen und die Zahl der als solche nach dem Volksglauben wirkenden Frauen im alten Israel sehr bedeutend war, geht aus dem Bericht hervor, daß der König Saul ihre Ausrottung anbefohlen habe und daß trotzdem noch eine solche in Endor ihr Wesen trieb. Als griechische Hexen und Unheilstifterinnen treten uns die „äaische Zauberin“ Kirke und die durch ihren berückenden Gesang ins Verderben lockenden Sirenen entgegen, welche letzteren ihr allerdings gemildertes Gegenbild in unserer Lorelei haben; sehr groß war ferner die Zahl der geheimnis- und unheilvoll wirkenden Zauberinnen zu jener Zeit, als nach dem Verfall der altrömischen Götterlehre die Kulte fast aller orientalischen Religionen in Rom Eingang und Anklang gefunden hatten, und auch den alten Germanen waren die Hexen nicht fremd, ihr Name bedeutet wahrscheinlich: hag-idise d. h. Waldfrauen, deren eine uns noch aus dem Märchen „Hänsel und Gretel“ bekannt ist. Nach den zuverlässigsten Berichten der verschiedensten Forscher werden solche Frauen auch bei sehr vielen Negervölkern verehrt und gefürchtet, je nachdem sie heilend oder vernichtend wirken, auf Hawaii wird ihnen auch die Sehergabe zugetraut, und früher empfangen solche nach einem Siege zur Belohnung ein Stück Menschenfleisch, während bei den meisten dem Kannibalismus noch ergebenden Völkern die Frauen von diesem Genusse ausgeschlossen sind. Bei dieser Erwähnung angelangt, können wir noch hinzufügen, daß die Menschenfresserei, welche noch heutzutage viel größere Verbreitung hat, als man gewöhnlich annimmt, wenn auch größtenteils, so doch nicht ausschließlich auf Roheit und Gier, sondern auch zum guten Teil auf Aberglauben zurückzuführen ist. Sehr häufig nämlich wird nur das Fleisch von getöteten Häuptlingen oder solchen, die sich irgendwie durch hervorragende Eigenschaften ausgezeichnet haben, verzehrt, und auch von diesen meist nur der Kopf, das Gehirn, oder Herz und Leber, weil man glaubt, daß durch dieses Essen jene Vorzüge der Geopferten in den Leib und den Geist der Genießenden übergehen. Aus diesem Grunde essen Eingeborene Australiens nur das Herz-

und das Nierenfett, zuweilen auch die Augen ihrer Opfer, die malayischen Ilongoten nur das Herz, am liebsten, wenn es noch zuckt, d. h. also, wenn das in ihm wohnende Leben, das nun in den eigenen Körper übergehen soll, noch bemerkbar ist, einige hyperboreische Völker Herz und Leber getöteter Feinde, in dem Wahne, daß dies schädlich auf den ganzen Stamm jener einwirkt. Selbst für die grauenvolle Unsitte, die man bei einigen Australiern und bei den Batta der Sunda-Inseln beobachtet hat, daß nämlich die Mutter ihr eben geborenes Kind oder mindestens dessen Kopf verzehrt, haben einzelne Ethnologen Motive des Aberglaubens angenommen, wenn auch hierüber noch keine Gewißheit herrscht; jedenfalls ist aber der Kannibalismus zum Teil auch als eine Erscheinungsform menschlichen Aberglaubens zu betrachten.

Ebenso allgemein wie der Glaube an eine Gottheit und ebenso wie dieser bei allen Völkern alter und neuer Zeit nachweisbar, ist eine andere Art des Aberglaubens, nämlich die Überzeugung, daß man aus bestimmten Zeichen die Zukunft erschließen könne. Uralt wie die Menschheit selbst und ebenso verbreitet auf der Erde sind die Orakel, höherer und niederer Art, und fürwahr, das ist zum Verwundern. Hat man denn nicht erkannt, eine wie große Wohltat es ist, daß Gott dem Menschen die Zukunft verhüllt hat? Das Vorauswissen des Unheils könnte zum Wahnsinn, die Gewißheit des Glückes müßte zur unwürdigsten Verweichlichung und zur Untergrabung aller Geisteskräfte führen. Warum hat man zu jeder Zeit nach Mitteln geforscht, den Schleier zu lüften, hinter dem die Zukunft verborgen ist, da man doch erprobt hat, daß es nicht ein einziges sicheres Mittel dazu gibt, und daß alle anfänglich auf frommen Glauben beruhenden Versuche in Gaukelei und Betrug ausgeartet sind? Ist es wissenschaftlicher Drang, der den Menscheng Geist zur Lösung dieses Rätsels wie zu der aller noch unerforschten Geheimnisse der Natur treibt, ist es bloße müßige Neugier, die ihn unablässig plagt? Zum Teil mögen wohl alle diese Gründe maßgebend gewesen sein und noch jetzt sein, vor allem aber ist es wohl ein in der Menschenbrust ruhender titanischer Trotz, der sich gegen das von der Gottheit Verhängte auflehnt und die Zukunft erfahren will, nicht obgleich, sondern weil sie verhüllt ist. Einen Beweis für die Allgemeinheit der Orakel unter allen Völkern und zu allen Zeiten erbringen zu wollen, ist unnötig, die Tatsache unterliegt keinem Zweifel, verschieden dagegen ist die Wahl der dabei angewendeten Mittel. Auf einfachen Naturvorgängen beruhte für den israelitischen Richter Gideon die Entscheidung ebenso wie bei unseren Bauernregeln, deren Witterungsprognose übrigens noch heute zuverlässiger ist als alle wissenschaftlichen Versuche. Aus Träumen weissagte Joseph dem Pharao, Daniel dem Nebukadnezar, Wallenstein sich selbst sein Geschick, und weitverbreitet unter den wilden Völkern aller Zonen ist dieser Gebrauch. Die Beobachtung der Gestirne und aller Himmelserscheinungen, des Vogelfluges, der Eingeweide der Opfertiere, das Rauschen der Bäume (Dodona), der Klang des Kriegsliedes (Germanen), das Stammeln der verzückten Priesterin (Delphi), das Fressen der Hühner (Auguren), das Zerbrechen des Glases beim Anstoßen, die Lage der Karten, die Furchen der Hände u. s. w., dies alles und unzählige andere Zeichen wurden und werden noch heute von ungelehrten und gelehrten Männern und Frauen, von rohen und hochzivilisierten Völkern als Mittel zur Erforschung der Zukunft geglaubt und gern angewendet; aus dem Fundort gewisser Steine glauben die Neger am Tsadsee, aus dem Wallen des siedenden Öles einige Stämme der Malayen, aus dem Knistern des brennenden Holzes die Tungusen auf künftige Ereignisse schließen zu können. Der Glaube an die Erreichbarkeit dieses Zieles ist wiederum allen Völkern der Erde gemeinsam.

Als in engem Zusammenhange mit der Religion stehend sei schließlich noch ein anderer, bei den verschiedensten Völkern vorkommender Glaube erwähnt, den wir aber nicht als Aberglauben bezeichnen dürfen, nämlich der an ein Paradies und an eine Sündflut (diese Schreibart ist der anderen, Sintflut, deshalb vorzuziehen, weil einerseits das Wort sint in seiner Bedeutung „groß“ im Deutschen ausgestorben und völlig unbekannt geworden ist, andererseits diese Flut in den Überlieferungen aller Völker als eine wegen der menschlichen Sünde verhängte Strafe aufgefasst wird, also als eine Sündflut).

Wie die alten Leute die Zeit ihrer Jugend so gern als ideal hinstellen im Vergleich zu der neueren, so lebt in der Phantasie der Völker der Gedanke, daß einst alles in der Welt frei von Sünde und Unglück, die Menschheit also selig gewesen sei, wie sie es in einem zukünftigen Leben von neuem sein werde. So sprachen die alten Babylonier und Israeliten von einem Paradiese, einem herrlichen von Gott selbst angelegten und den Menschen zum ungetrübten Leben angewiesenen Garten, und fast in denselben Worten schildert höchst auffallender Weise der Schöpfungsbericht der mexikanischen Azteken den Anfangszustand des menschlichen Lebens auf Erden. Ob die beiden erstgenannten Völker einer ihnen gemeinsamen Überlieferung gefolgt, ob eins seinen Glauben von dem andern übernommen oder ob jedes von beiden ihn als einen ihm besonders geoffenbarten ausgeprägt hat, ist nach Delitzsch' Schriften über Babel und Bibel bekanntlich Gegenstand neuerer Meinungsverschiedenheiten und oft erregter Streitigkeiten geworden; daß aber jener amerikanische Indianerstamm seinen Glauben nicht von den Semitenvölkern am Euphrat entlehnt haben kann, bedarf keiner Erörterung, die Tatsache ist eben dadurch um so wunderbarer. Die Träume der Griechen und Römer von einem goldenen Zeitalter sind bekannt, und ebenso scheinen die alten Germanen an eine Periode der Menschheitsgeschichte geglaubt zu haben, wo die Götter in Asgard und die Menschen in Midgard sich noch eines ungetrübten Glückes erfreuten, bis die Nornen, die Gottheiten des Schicksals und der Zeit, diese letztere und mit ihr durch die Zwerge das Gold und das Böse auf die Erde brachten (vorher „schlug den Glücklichen keine Stunde“). Weniger deutlich ausgeprägt, aber entschieden vorhanden sind bei vielen noch unzivilisierten Völkern aller Erdteile diese Vorstellungen von einer längst verklungenen seligen Zeit; von den Buschmännern Afrikas bis zu den Indianerstämmen Amerikas findet sich die Vorstellungen einer einstmaligen Sündlosigkeit, einer plötzlich oder allmählich einreißenden Verderbtheit und einer dafür von Gott verhängten Strafe; als letztere wird in den meisten Fällen zunächst die Sündflut genannt, ein Glaube, der den meisten Völkern der Erde gemeinsam ist.

Nachdem die geologische Wissenschaft die Tatsache nachgewiesen hat, daß einst eine Umgestaltung der Erdoberfläche, verbunden mit dem Untergange mehrerer Tierarten, durch eine große Wasserflut stattgefunden hat, beruht das Erzählen von dieser nicht mehr auf einem Glauben, sondern auf dem Wissen, ist also nichts Verwunderliches mehr. Etwas solches aber ist und bleibt es, wenn wir den Glauben an eine solche Wasserflut, eingetreten als Strafe für die allgemeine Verderbtheit der Menschen und verbunden mit ebendenselben Begleiterscheinungen, fast bei allen Völkern der Erde, die nachweislich niemals mit einander in Berührung und zur Kenntnis jener wissenschaftlichen Entdeckung gekommen sind, vorhanden finden. Derartige ethnologische Beobachtungen regen doch immer von neuem zu der hier nicht zu behandelnden Frage nach dem Ursprung der Menschheit an, ob sie, was ja heut die Wissenschaft absolut zurückweist, dennoch von einem Menschenpaare oder wenigstens aus einer Heimat her stammt, ob nicht die amerikanischen Stämme, in deren Überlieferungen wir so viele Anklänge an die der alten Welt finden, aus dieser erst dorthin eingewandert, ob die Völker Afrikas wirklich Autochthonen sind u. a.; sprechen sich doch neuere Forscher mit Entschiedenheit dafür aus, daß z. B. die Hottentotten aus Asien gekommen sind ebenso wie einzelne Stämme von Nordafrika. Mag diese höchst schwierige und interessante Frage auch noch lange der endgültigen Entscheidung harren, bei ihrer Erörterung wird die so weit verbreitete Annahme einer einstigen großen Flut immer im Vordergrunde stehen, weil gerade in dieser Erzählung eine so große Übereinstimmung herrscht. Daß der biblische, der syrische und der arabische Bericht über dieses Ereignis mit dem alten babylonischen in Beziehung stehen, ist sicher, fraglich dagegen, ob sie aus diesem direkt abgeleitet sind, worauf allerdings die Ähnlichkeit vieler Punkte hinweist. Nach der babylonischen Überlieferung ist die große Flut auch eine von Gott verhängte Strafe für die sündige Menschheit, der Noah dieses Volkes besteigt mit den Seinigen und den ausgewählten Tieren das nach bestimmten Maßen gebaute Schiff, die Götter fliehen in den Himmel und kauern sich furchtsam nieder, bis die Flut am siebenten Tage aufhört. Wie Noah in der Bibel, so sendet Utnapischim zur

Erforschung des neuen Naturzustandes Vögel aus, außer Rabe und Taube noch eine Schwalbe, und die Göttin Belit-ile hebt ihren Halsschmuck, den Regenbogen, empor als Zeichen, daß sie diese Flut niemals vergessen werde. Nach dem Glauben der Fidschi-Insulaner haben die Götter die große Sündflut deshalb eintreten lassen, weil die Menschen einen ihnen heiligen Vogel getötet hatten, auch bei fast allen übrigen Stämmen der australischen Inseln finden wir ausführliche Sagen über dasselbe Naturereignis, ebenso bei den Indianern Südamerikas, nach deren Bericht das rettende Schiff auf dem Berge Santa Rosa haften blieb und die ihm entsteigenden Menschen wie Deukalion und Pyrrha Steine hinter sich warfen zur Begründung der neuen Menschheit. Woher kommt diese auffallende Übereinstimmung in der Ansicht der Griechen und der Völker am Atlantischen und Stillen Ozean? Daß sie auf bloßem Zufall oder auf Abhängigkeit der einen Anschauung von der anderen beruhe, ist undenkbar, sie kann nichts anderes als eine durch den Strom der Jahrtausende von einer Generation zur anderen vererbte Erinnerung an eine Tatsache sein, die sich auf allen Punkten des Erdballs in ziemlich gleicher Weise vollzogen hat.

Die bisher behandelten Punkte der Übereinstimmung in den Anschauungen verschiedener Völker gehörten sämtlich dem religiösen Gebiete an; doch es lassen sich außerhalb desselben noch mehrere andere anführen, so besonders die Stellung der Frau und die Ehe. Wenn der biblische Schöpfungsbericht und in ganz auffälliger Übereinstimmung mit diesem die Erzählung australischer Stämme sagt, daß das Weib einst aus der Rippe des Mannes geschaffen worden sei, so ist damit schon der geringere persönliche Wert des ersteren, seine Unterordnung unter die Herrschaft des Mannes deutlich ausgedrückt, und diese Auffassung ist mit ganz vereinzelt Ausnahmen die aller Völker geworden und geblieben, besonders der orientalischen. In dem so tief religiösen Volke des Alten Testaments finden wir nur selten wirklich edle Frauengestalten, irgendwie in der Familie bedeutende und im sonstigen Leben hervorragende oder einflußreiche gar nicht, und bei allen semitischen Völkern machen wir dieselbe Beobachtung; sagt man doch, daß noch heut dem Araber der Tod eines seiner Pferde mehr zu Herzen geht als der eines Weibes. Wenn nach dem Ableben eines Hindu die Witwe ebenfalls den Scheiterhaufen besteigen mußte, so ist damit wohl ausgesprochen, daß das Leben einer Frau an und für sich eigentlich ganz wert- und zwecklos sei, was auch in dem Gebrauche liegt, die Mädchen schon im zartesten Alter zu verloben und sobald wie möglich zu verheiraten. Wenn in neuerer Zeit die Grausamkeit der indischen Witwenverbrennung auf Befehl der englischen Regierung abgeschafft ist, so ist damit das Los dieser nun am Leben bleibenden Witwe nicht besser, ja vielleicht noch schlimmer geworden, wie neuere Forscher berichten; denn ihr Weiterleben ohne einen Gatten wird vom Volkswahn für so schmachvoll gehalten, daß sie zu Hause von den Kindern und in der Öffentlichkeit von jedem Begegnenden verspottet und oft gemißhandelt wird. Dieser entsetzlichen Mißachtung kommt wohl nur die bei einigen melanesischen Stämmen gebräuchliche vor, bei denen die Frau, weil unrein, keinen Tempel betreten darf und auf des Vaters Befehl von den eigenen Kindern oft blutig geschlagen wird. Bei anderen australischen Völkern richten sich Groll und Mißachtung besonders gegen die Schwiegermütter, die dem Schwiegersohne schon in großer Entfernung aus dem Wege gehen und, wenn sie hinter ihm geht, sich hüten muß, in seine Fußtapfen zu treten, wie ja auch bei den zivilisiertesten Völkern diese Frauen manche Unbilden zu ertragen haben. Selbst das auf den Schmerzen der Geburt beruhende Anrecht der Frau auf Mitgefühl und Achtung wird ihr bei einigen südamerikanischen Stämmen verweigert, bei denen die sogenannte Couvade gebräuchlich ist, d. h. die lächerliche und unwürdige Sitte, daß nach der Geburt eines Kindes der Ehemann tagelang im Bett liegend auf das reichlichste und zärtlichste gepflegt wird; merkwürdigerweise begegnen wir demselben Gebrauch auf einigen australischen Inseln, wo der Mann lange Zeit nach der Geburt hindurch sich jeder anstrengenden Arbeit enthalten muß. Möglicherweise beruht aber diese Eigentümlichkeit auf einem anderen

Gedanken: vielleicht soll die Couvade den Übergang der elterlichen Gewalt von der durch das Leben des Kindes dazu berechtigten Mutter auf den Vater bedeuten.

Höher und geachteter als bei den bisher erwähnten Völkern, aber weder der Stellung des Mannes noch der christlichen Frau ebenbürtig war die des Weibes bei den Griechen und Römern, ein Beweis dafür, daß die niedrige Rolle desselben vereinbar ist mit der höchsten Kultur eines Volkes. Wir finden in Hellas und Rom allerdings nicht jene asiatische Knechtung der Frau, müssen aber bedenken, daß in diesen Staaten auch die Lage der Sklaven eine viel bessere und menschenwürdigere war als in den Ländern des Nils, des Euphrats und des Ganges, dürfen also von der größeren Selbständigkeit der Frau nicht ohne weiteres auf eine Gleichstellung mit dem Manne schließen; eine solche war dem Volke des Homer und des Perikles ebenso fremd wie den Zeitgenossen des Romulus, des Scipio und des Augustus. Denn wenn auch die Verse eines berühmten Jambendichters: „zwei Tage sind im Leben des Weibes die schönsten, wenn man sie heiratet und sie tot hinausträgt“, wohl nicht als ernstgemeint, sondern ebenso als ein geistvoll sein sollendes Witzwort aufzufassen sind wie die krassen Äußerungen des Phantasten Nietzsche: „im Weibe ist Sklave und Tyrann versteckt; deshalb ist es nicht der Freundschaft fähig, sondern nur der Liebe“; oder: „Weiber sind Katzen oder Vögel, im besten Falle Kühe“; oder gar: „wenn du zum Weibe gehst, so vergiß die Peitsche nicht“, so sind doch wirklich erhebende oder anheimelnde Frauengestalten unter den Griechen und Römern nur selten, und solche wie Penelope, Arete, Andromache und Iphigenie sind wohl mehr Produkte der Poesie als der Beobachtung des wirklichen Lebens.

Ganz anders aber, viel höher und würdiger scheint die Stellung der Frau im Leben unserer germanischen Vorfahren gewesen zu sein, denn wenn auch die auf Grund des taciteischen Berichtes allgemein gewordene Anschauung etwas schöngefärbt sein mag, so haben doch nach allem, was wir der Sage und der Geschichte entnehmen können, die altgermanischen Frauen in der Achtung der Männer ebenso wie im ganzen Familien- und Staatsleben weit höher gestanden als die aller anderen heidnischen Völker, fast ebenso hoch wie bei uns, den heutigen Deutschen. Sie folgten, nicht gezwungen, sondern von eigener Begeisterung getrieben, den Helden ins Schlachtengewühl, ermunterten durch ihr Lob zur Tapferkeit, schreckten durch Tadel und Drohung ab von der Flucht und waren daheim die Hausfrauen und Mütter im edelsten Sinne. Wie schön ist doch folgende, von der höchsten Achtung für die Frau zeugende altgermanische Vorstellung: Die Seelen der Dahingeschiedenen verlassen das Haus und eilen entweder zur Hel hinab oder zur Walhalla hinauf, nur die der Mutter kann sich vom bisherigen Wirkungskreise nicht trennen, sondern umschwebt des Hauses Schwelle, den Ein- und den Ausgang segnend und behütend. Wenn daher jemand nach dem Tode der Seinigen noch so einsam im verlassenen Hause weilt, ganz allein ist er nicht, die Seele der Mutter ist bei ihm, er ist mutterseelenallein! Diese Achtung vor der Frau war und ist eine der Hauptzierden aller Germanen.

Wie in dem geringen Grade der Achtung, welche bei den meisten Völkern dem Weibe gezollt wird, so finden wir auch in der Ehe und der Eheschließung eine große Übereinstimmung neben vielen Abweichungen. Zunächst ist die Ehe selbst eine allen Völkern gemeinsame Einrichtung, d. h. wir begegnen nirgends, auch nicht bei Stämmen auf der niedrigsten Kulturstufe, wie es z. B. die Bewohner der Andamanen und Nikobaren, die Batta in Sumatra, die Patagonier in Südamerika, die Einwohner vieler australischer Inseln sind, dem Zustande eines ehelosen, durch keine gegenseitige Abmachung bestimmten Zusammenlebens, sondern überall schließen sich Mann und Mädchen auf Grund eigener Wahl und unter bestimmten, natürlich sehr verschiedenen Zeremonien zu einem Ehebunde zusammen, ein eheloses Volk ist der ethnologischen Forschung nicht bekannt, gleichgültig, ob diese Ehe eine mono- oder polygamische ist. Die Polygamie ist noch heute viel verbreitet, und wo sie, wie im Islam heutiger Zeit, immer mehr zu schwinden scheint, so beruht dies zum größten Teil auf Gründen der Sparsamkeit; daß die Vielweiberei übrigens durchaus vereinbar ist mit der Kultur und ihren

Fortschritten, zeigt uns das Beispiel des heutigen Japan, in dem das Familienleben, besonders das Verhältnis der Eltern und Kinder untereinander ein ganz vortreffliches ist.

Die früheste Art der Gewinnung der Frau war die durch Raub, welche auch heut noch hier und da vorkommt und dort, wo sie geschwunden ist, noch in manchen Gebräuchen in der Erinnerung fortlebt. Die Entführung der Helena durch Paris, der Medea durch Jason, beide von der Sage vielfach ausgeschmückt, der Raub der Sabinerinnen durch die Römer u. a. Erzählungen sind Beweise für diesen Brautraub, dessen sich sogar die Götter nicht enthielten; denn als Proserpina über die Erde schritt, da „hat, von ihrem Reiz gerührt, zu des Orkus schwarzen Flüssen Pluto sie hinabgeführt“. Es sollte mit diesem Verfahren wohl gesagt sein, daß es des Mannes unwürdig sei, um den Gegenstand seiner Wahl lange Zeit mit Bitten und vielleicht ohne Erfolg zu werben, daß er vielmehr kein Bedenken tragen dürfe, allen Weigerungen, Hindernissen und Gefahren zum Trotz schon in der Art der Erwerbung der Frau sein Herrenrecht geltend zu machen, und diese Sitte blieb auch dann noch lange bestehen, als nach Zustimmung der Braut und der Eltern eine gewaltsame Entführung überflüssig und bedeutungslos geworden war. An diese haben sich nun in den Hochzeitsgebräuchen vieler Völker die mannichfachsten Erinnerungen erhalten, so z. B. bei Finnen, Littauern und Slaven das Fahnenschwenken, Peitschenknallen und Schießen bei der Begleitung des Hochzeitszuges nach und von der Kirche, bei uns der Name des Polterabends, bei den Malayen das lange Suchen der Braut, die sich verstecken muß, bei einzelnen Stämmen derselben noch das Menschenopfer, welches einst vielleicht ein Freuden- und Dankopfer des siegreichen Bräutigams gewesen sein mag. An eine als mit Anwendung von Gewalt geschehene Entführung erinnert wohl auch noch der Ausdruck: Windsbraut, indem man beim Sausen des Sturmes durch die Lüfte an einen Kampf des Sturmes mit den verfolgenden Angehörigen seiner von ihm entführten Braut dachte. Im ganzen Südwesten von Australien ist dieser Brautraub noch heut gebräuchlich, bei den Arabern und Mongolen erinnern viele Hochzeitsgebräuche an ihn. Dem Brautraub, welcher überall der frühesten Kulturstufe eines Volkes angehört, folgte später die Schließung der Ehe nach gegenseitigem Übereinkommen, so wie sie heute allgemein gebräuchlich ist, natürlich unter den allerverschiedensten Bedingungen und Formen. Bei genauerer Beobachtung nun können wir eine Eigentümlichkeit darin sehen, daß beim Verlöbniß früher die der Braut oder deren Eltern entrichteten Gaben, heute umgekehrt das Vermögen der zukünftigen Gattin in Betracht kommen, ein Wechsel, der weniger der Ritterlichkeit, Selbständigkeit und Würde des Mannes als einer durch moderne Lebensverhältnisse veranlaßten Notwendigkeit entspricht. Mit dieser vom Manne oder von der Frau gebrachten Beisteuer hingen und hängen noch jetzt naturgemäß Bestimmungen über Zurückerstattung derselben im Falle einer Auflösung der Ehe sowie auch über das Erbrecht der Kinder oder der nächsten Verwandten zusammen, Bestimmungen, welche zwar bei den einzelnen Völkern verschieden sind, im allgemeinen aber auf den gleichen Grundsätzen beruhen.

Zum Schlusse sei noch mit der durch den Rahmen der vorliegenden Arbeit gebotenen Kürze eines Gemeingutes aller Völker der Erde gedacht, nämlich der Kunstfertigkeit und der Kunst. Daß die erstere von dem Grade der Kultur eines Volkes und überhaupt von geistiger Bildung ganz unabhängig ist, beweisen uns die mannigfachen Geräte, Waffen, Kleider und andere Gegenstände, welche uns aus der Heimat der Wilden zugeführt oder von diesen, wenn sie zu uns kommen, hier angefertigt werden, und ferner sehen wir, daß in höchst kultivierten Nationen die geistig am höchsten Stehenden an solcher Kunstfertigkeit, wenn sie derselben nicht überhaupt ganz bar sind, oft weit hinter den geistig Armen zurückstehen. Einen völligen Mangel derselben aber kann man bei keinem Volke der Erde konstatieren, ebensowenig wie den der Kunst, welche sich von jener bekanntlich dadurch unterscheidet, daß sie nicht bloß Vollendung in der äußeren Form, sondern vor allem den Ausdruck eines höheren, erhabenen Gedankens fordert. Die Gesichter auf den neuerdings ausgegrabenen sumerischen Münzen weisen nicht bloß die richtige Form von Auge, Mund, Nase u. s. w.,

sondern meistens auch eine überraschend deutliche Ausprägung der Gedanken, also ein Bild der Seele auf; die Götzenbilder der Osterinsel zeugen, wenn auch noch auf rohester Stufe der Kunst stehend, doch von dem Bestreben, das Göttliche, wie man sich dieses eben dachte, darzustellen; die aus der Buche des Haines (hainbüchchenen, hanebüchchenen) geschnitzten Götterbilder der alten Germanen, entsprechend den Laren oder Penaten, und die Venus von Milo, welch ein Gegensatz! Und doch stimmen die Künstler des Euphratlandes, der Südsee, des Wesertales und Griechenlands darin überein, der in ihnen lebenden Pietät vor dem menschlichen Geiste und dem göttlichen Walten ihrem Können gemäß Ausdruck verliehen zu haben. Weniger in der Malerei, entschieden aber in der Architektur läßt sich die Kunst als Gemeinbesitz aller Völker der Erde nachweisen, vor allem aber in der Musik, für die der Burjäte, Tagale und Jaunde-Neger ebenso empfänglich ist, wie der kultivierteste Europäer.

Daß die edelste aller Künste, die Poesie, allen Völkern der Erde ohne jede Ausnahme gegeben ist, bedarf keines Beweises; wie sie von Ewigkeit her in allen Zonen und Nationen erklungen ist, so wird sie auch bis ans Ende der Tage ein Gemeingut aller sein, und es wird, wie es im Liede heißt, aus dem alten Erdenhause als der letzte Dichter herausgehen — der letzte Mensch.

Der Nachweis, daß noch in vielen anderen Punkten die Völker des Erdenrunds untereinander übereinstimmen, würde nicht schwer sein, hier aber zu weit führen. Schamhaftigkeit und Gefallsucht, Wohltätigkeit und Grausamkeit, Liebe und Hass, Gerechtigkeitsgefühl und Verbrechen, kurz alles Gute und alles Böse wohnt und wirkt bei den Menschen vom Nord- bis zum Südpol, und kein Einzelner, welches Stammes und welches Geistes er auch sei, darf das Bekenntnis zurückweisen: homo sum!

